

HEINZ EGER

Grenzgänge

Episoden aus meinem Leben



STUDEO VERLAG

GRENZGÄNGE
Episoden aus meinem Leben

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Eger, Heinz:

Grenzgänge – Episoden aus meinem Leben / von Heinz Eger. - 1. Aufl.

Berlin: Studeo® Verlag, 2023

ISBN 978-3-936875-59-1 Studeo® Verlag Berlin

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vom 9. September 1965 in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtsgesetzes.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

ISBN: 978-3-936875-59-1

© Studeo® Verlag Berlin 2024

GRENZGÄNGE

EPISODEN AUS MEINEM LEBEN

HEINZ EGER

Studeo Verlag Berlin

Meinen Patienten

INHALTSVERZEICHNIS

Der Grenzgänger – Ein Vorwort	1
Was Mich im Leben antrieb	5
Meine Geburt und meine Familie	10
Der turbulente Beginn	10
Religion und Familie	11
Meine ersten Kindheitserlebnisse	13
Familienverhältnisse	13
Die erste Begegnung mit dem Tod	14
Die Waffe	14
Die zwei Häftlinge	16
Die Vergeltung	17
Der Anzug	17
Die Kriegsgefangenen	18
Die Explosion	18
Die zwei Räder	19
Mein Weg zum Gymnasium in Schwarzenberg	22
Doktor Fröbe	22
Das Zeugnis	23
Zug fahren zur Schule und zurück	24
Die Kumpels im Haus	24
Die neue Schule	25
Die Sache mit Stalin	26

Die Wandzeitung	27
Die Briefmarke	27
Toleranz und Humanismus	28
Meine Lehrer	29
Meine ersten Lehrer	29
Die Empfehlung.	30
Stenografie	30
Meine Russischlehrerin	31
Mein Studium.	32
ERWACHSENWERDEN IN BILDERN.	34
Meine Berufswahl	46
Der erste Berufswunsch	46
Umdenken.	46
Medizin und Radiologie	47
Mein Studium	49
Berlin.	49
Erfurt	50
Technische Hochschule/ Universität Ilmenau	53
Kernphysik	53
Das neue Fach.	54
Der Knaller	56
Zu Besuch in Dresden	57
Der Landarzt	58
Neuland	60
Zwischenfall mit Gehirn.	61
Übersetzer.	62
Medizinische Akademie Erfurt (MAE)	64
Meine Promotion und wissenschaftliche Aufgaben	65
Meine Chefwerdung	65

Gründung Der „Hufelandklinik“ In Erfurt 1962/1963 .	67
Die Kritik	67
Der Kampf.	68
Die Klinik	69
Der Junge	70
Thüringer Zooverein	71
Der Hirsch.	71
Der Affe	71
Die Kühe.	72
Zusatzstudium in der Sowjetunion	73
Der Russischlehrer	73
Moskau	74
Freundschaft	75
Heimatgefühle	77
Meissner Teller	77
Wiederkommen.	78
Arbeit in der Zentralklinik Bad Berka	79
Der Bau	79
Das Herzteam.	80
Der Wechsel	81
Die Aufgabe	82
Die Deutschstunde	83
Das Labor	84
„Heidelbeeren“	85
Ein Schulfreund gibt Gummi	87
Die Operation – 1. PTCA.	89
Das Nachthemd.	91
Die Dunkelkammergeschichte	91
Die Korken	92
Die Hose	93
Arbeiten	94

Die Wende	95
Der Neuanfang	96
Aufenthalte in Nordkorea.	97
Aufbauhilfe	97
Die Veteranin	98
Erlebnisse in Nordkorea	99
Die Flasche	100
Thüringer Spezialität.	101
Thüringenklinik Saalfeld	102
Die Testperson	102
Die Umschulung	102
Der Welp und der Cognac	103
Anruf aus der Heimat	104
BERUFSWEG IN BILDERN	106
Familie	132
Heirat und Kinder	132
Die Trennung	133
Eine größere Familie	134
Kinder und Enkel	135
Margot	136
Unser guter Geist	136
Gäste und Weihnachten	137
Reisen	138
Damaskus	138
Noch einmal Eltern.	138
EIN FREUND.	140
Meine Politischen und Religiösen Ansichten.	142
Charakter	142
Eigenverantwortung	142
Mein Glaube.	143

Die Partei	143
Die Wendezeit.	145
Meine Hobbys	147
Die Briefmarken	147
Das Herbarium	148
Schnitzen	148
Flugzeugmodelle	148
Die Zigarre.	149
Die Bilder	149
Die Steine	150
Mein erstes Buch	150
Jagdhelfer	151
Müde	152
Wildbret	152
Der Habicht	153
Ein Vorbild.	153
Jagen.	154
Hege und Pflege.	155
Ausflug nach Litauen.	156
Der Widder	158
Was mir die Jagd bedeutete	159
FAMILIE IN BILDERN	160
Würdigungen und Auszeichnungen	175
Aktive Eltern	175
Pioniere	176
Herder-Medaille	177
Hufeland-Medaille	177
Nationalpreis für das Kollektiv	177
Theodor-Brugsch-Medaille	178
Verdienter Arzt des Volkes	178
Nach der Wende	178

Universitätsmedaille	179
Ehrenpreis	179
Meine Familie	180
AUSZEICHNUNGEN IN BILDERN	181
Leitsprüche und Lebensweisheiten	189
Weisheiten.	189
Eigene Erkenntnisse	191
Rückblick auf Mein Leben	192
Dank von Margot	197
Lebenslauf	203

DER GRENZGÄNGER

- EIN VORWORT

In der kalten Silvesternacht des Jahres 1932 wurde hoch oben im Erzgebirge ein Mensch geboren, der sein ganzes Leben lang immer wieder Grenzen überschreiten, sie hinausschieben und zwischen ihnen wandern sollte. Heinz Eger wuchs in einem Grenzgebiet auf, zwischen Deutschland und Böhmen, zwei Ländern, die durch das Erzgebirge getrennt waren. Er wurde in eine Zeit hineingeboren, die die Grenzen der menschlichen Vorstellungskraft über das Böse in der Welt sprengte und in einer Katastrophe endete.

Seine erste Grenze im Leben war die zwischen armen und wohlhabenden Menschen. Seine Mutter war eine Industriearbeiterin und sein Vater Klaviertischler. Er wird diese Grenze überwinden, aber nie die Seite vergessen, von der er gekommen war.

In der Schule traf er auf eine mächtige Grenze zwischen Menschen mit Wissen und ohne Wissen. Er wollte zu denen mit Wissen gehören und lernte begierig. Und doch würde er nie die Menschen ohne Wissen vergessen. Sein ganzes Leben lang wird er Menschen helfen, Wissen zu finden.

Heinz lernte gerne, las viel und dachte viel nach. Aber er lernte auch von seinem Großvater das Arbeiten mit seinen Händen. Karl Eger führte ihn in die Handwerkskunst ein. Heinz konnte nicht ahnen, dass er sein ganzes Leben lang zwischen diesen beiden Grenzen, zwischen Hand und Hirn, wandern würde.

Zum Ende der Schule traf er auf eine weitere schier unüberwindbare Grenze. Sie trennte diejenigen, die studieren durften von den anderen, denen das standesgemäß nicht erlaubt war. Heinz überwand diese Grenze mit seiner unbändigen Neugier und seinem unbezwingbaren Wissensdrang. Er stellte sich damit auf eine Stufe mit denen, die studieren durften. Und doch machte er sein Leben lang keinen Unterschied zwischen Studierten und Nichtstudierten.

Im Gymnasium kam er an eine sprachliche Grenze, die Grenze zwischen Hochdeutsch und seiner erzgebirgischen Mundart. Hartnäckig lernte er die fast neue Sprache, aber ohne sein geliebtes Erzgebirgisch zu vergessen.

Heinz wollte nie nur mit dem Kopf arbeiten. Er wollte beides, mit dem Kopf und mit den Händen arbeiten. Also studierte er Medizin, in der er Kopf und Hand gebrauchen konnte. Doch das war ihm nicht genug. Er wollte auch die Grenzen in der Medizin überwinden. Das ging für ihn nur durch das Überwinden von Grenzen zwischen der Medizin und anderen Disziplinen. So entdeckte er die Radiologie und meisterte sie mit seinen handwerklichen Fähigkeiten.

Er erlebte immer wieder kranke Menschen mit scheinbar unlösbaren gesundheitlichen Problemen. Sie ließen ihm keine Ruhe. Heinz wollte auch diese Grenze überwinden, die Grenze zwischen Leben und Tod. Er sah diese Grenze immer als etwas, das mit Fleiß, Ausdauer und unaufhörlichem Lernen überwunden oder doch zumindest hinausgeschoben werden kann. Sie beschäftigte ihn sein Leben lang.

Trotz seines persönlichen Erfolgs, seines Aufstiegs und seiner Fähigkeiten und Kenntnisse liebte Heinz es immer wieder, im Team zu arbeiten. Er blickte nie auf andere mit weniger Erfahrung herab und war immer bereit, denen zu

helfen, die besser werden wollten. So überwand er immer wieder die Grenze zwischen dem Selbst und den anderen Menschen.

Nach seinem Studium musste er entscheiden, welche Fachrichtung er einschlägt. Aber er wollte nicht akzeptieren, sich nur auf einen Bereich festzulegen. Wieder wollte er Grenzen überwinden, zwischen medizinischem Wirken und der Forschung, zwischen der Anwendung von bekannten Methoden und dem Finden neuer Methoden, zwischen der reinen Medizin und einer Medizin, die sich in anderen Wissensgebieten bediente. So kam es, dass er immer wieder neue Projekte anstieß und dafür die Unterstützung anderer suchte. Aber auch hier traf er auf Grenzen, die harte Grenze zwischen den Forschenden und Verwaltenden, zwischen den Neugierigen und Allwissenden. Nie wollte er Dinge einfach nur verwalten. Stets wollte er sie besser machen.

Dieses Überwinden von Grenzen war für ihn der einzige Weg, das Leben vieler Menschen zu verbessern. Eine Gruppe waren die Menschen, mit denen er arbeitete, die ihn unterstützten, die mithalfen, seine Visionen Wirklichkeit werden zu lassen.

Eine zweite Gruppe waren seine Studenten an der Universität, die von ihm lernten, die ihn herausfordern und die ihn manchmal ärgerten, wenn sie beim Lernen den notwendigen Fleiß und die Ernsthaftigkeit vermissen ließen. Dann war er unerbittlich. Doch Heinz ging es in der Kritik immer um die Sache und er verlangte nichts von anderen, was er nicht selbst zu leisten bereit war.

Heinz überwand auch Grenzen zwischen den Völkern. Er unterrichtete seine Methoden in Hochschulen anderer Länder und sogar in deren Sprache.

Dann gab es die Gruppe von Menschen, mit denen er in der medizinischen Praxis arbeitete, die von ihm lernen,

von denen er lernte, die mit ihm kleine und manchmal auch größere Wunder vollbrachten.

Am wichtigsten war ihm die Gruppe der kranken Menschen. Ihnen wollte er immer helfen, persönlich oder mit seinen ausgetüftelten Wunderwerken. Er rettete damit vielen Menschen das Leben und schob die Grenze zwischen Leben und Tod hinaus, für eine Weile wenigstens. Und wenn es nicht gelang, einen kranken Menschen zu retten, dann lernte er daraus und versuchte das nächste Mal wieder, diese Grenze hinauszuschieben. Er wollte sie nie akzeptieren.

Heinz war auch ein Grenzgänger zwischen den Systemen. Als hoch qualifizierter Mediziner und Wissenschaftler in der DDR hätte er leicht im sogenannten Westen eine neue Wirkungsstätte finden können. Aber das kam für ihn nie infrage. Er kannte beide Seiten, mochte vieles an der einen und auch an der anderen Seite, wusste aber immer, auf welcher Seite er sein wollte.

Heinz war nie zufrieden mit dem Erreichten. Er wollte immer weiter, Grenzen überwinden und alle Möglichkeiten ausschöpfen. Und hier überschritt er wieder eine Grenze. Er gab sein Wissen weiter, auf Konferenzen, in zahllosen Veröffentlichungen, in vielen Vorlesungen an der Universität. Die Zahl seiner Studenten ging in die Tausende. Sie nahmen sein Wissen und sein Denken, seine Arbeitsweise und seine Werte auf und gaben sie weiter. Damit überwand Heinz auch die Grenze zwischen dem Heute und dem Morgen, zwischen der Gegenwart und der Zukunft.

Berlin, März 2023

Silvio Gerlach

WAS MICH IM LEBEN ANTRIEB

„Aegroti salus suprema lex“

„Das Wohl des Patienten ist höchstes Gesetz.“

*Zitat am Eingang zum Operationssaal
der Medizinischen Akademie Erfurt.*

Mit großer Dankbarkeit blicke ich auf mein erfülltes Leben von 90 Jahren zurück und stelle mir die Frage: Welche Menschen und welche Situationen haben mein Leben und mich maßgeblich positiv oder auch negativ beeinflusst und verändert. In vielerlei Hinsicht war ich ein Grenzgänger: geografisch, zeitlich, religiös, historisch, gesellschaftlich, beruflich, wissenschaftlich, pädagogisch und politisch.

Sicherlich gibt es einige Menschen mit einer ähnlichen Biografie, wie ich sie habe. Meine Familie, aber besonders mein Schwiegersohn Roland und Silvio, der Sohn der Cousine meiner Frau, drängten und ermunterten mich immer wieder, meinen Lebensweg mit den vielen Grenzgängen und Erlebnissen aufzuschreiben. Ich meine auch, dass mein Weg im Osten Deutschlands besonders war und ein Schlaglicht auf diese Zeit wirft.

* * *

Geboren wurde ich an der Grenze zu Böhmen an Silvester 1932. Nicht nur einen Jahreswechsel erlebte ich, sondern sogar einen Jahrhundert- und einen Jahrtausendwechsel. 1932 war kein gewöhnlicher Jahreswechsel. Es war gleichzeitig auch mein erster politischer Systemwechsel aus der Weimarer Republik in das 3. Reich. Dem sollten noch die amerikanische, die sowjetische Besatzung, die DDR und schließlich der Wechsel in die Bundesrepublik folgen.

In meiner Heimat bestimmte die „Confessio Augustana“ von 1555 noch immer die religiösen Entscheidungen der Menschen zwischen Katholizismus und Protestantismus, so auch in meiner Familie. Das verhinderte das Zusammenleben meiner Mutter mit meinem Vater. Ich wuchs in der evangelisch geprägten Familie meiner Mutter mit ihren Eltern sehr liebevoll auf. Die Institution Kirche mit ihrer starren Haltung konnte mich demzufolge nicht überzeugen und ich verließ sie dann. Einige negative Erlebnisse in meiner Kindheit wie mein Stiefvater mit seiner Ungerechtigkeit und das Konzentrationslager in unserer unmittelbaren Nachbarschaft mit seiner Brutalität beeinflussten mich als Heranwachsenden sehr und machten mich zu einem ernsthaften Menschen. Unehrlichkeit, Ungerechtigkeit, Respektlosigkeit und Brutalität sind für mich abschreckende menschliche Eigenschaften.

Ich war stolz, in die Schule gehen zu dürfen. Dass mir das Lernen Freude machte, erkannten meine Lehrer und unterstützten mich. So schaffte ich den Sprung aus einer unteren sozialen Schicht ohne wesentliche Schwierigkeiten. Meine Mutter und Großeltern ließen mich gewähren und hinderten mich nicht am Lernen mit Forderungen, rasch Geld zu verdienen, obwohl es in unserer sozialen Lage notwendig gewesen wäre. Meine Brüder und ich mussten helfen und wurden schon früh in die Bewältigung des

Familienalltags einbezogen und trugen Mitverantwortung für die Familie.

Meinen Wunsch, Humanmedizin zu studieren, nahm meine Familie mit großer Verwunderung auf, stellte sich aber meinen Plänen nicht in den Weg und unterstützte mich moralisch. Die Wirkung radioaktiver Strahlen auf biologische Systeme mit Nutzen, Risiko und Schaden war für mich faszinierend. Der Uranbergbau in meiner Heimatstadt und die Forschungen in der Atomphysik sollten beruflich entscheidend für mich werden. Ich erkannte damals, dass energiereiche Strahlung zunehmend in der Medizin für Diagnostik und Therapie bedeutsam wurde.

Nach dem Medizinstudium wollte ich eigentlich noch Kernphysik studieren, um dieses für mich so spannende Problem auch technisch-physikalisch zu verstehen. Mein beruflicher Weg ging dann über die neu gegründete Technische Hochschule Ilmenau, die Medizinische Akademie Erfurt, die Zentralklinik Bad Berka und die Thüringenklinik Saalfeld.

In drei Einrichtungen baute ich unter anderem einen tierexperimentellen Stall auf und beschäftigte mich anfangs mit dem Problem der ionisierenden Strahlen. Aber mit dem Wechsel in den klinischen Betrieb wurde die Herz-Gefäßdiagnostik mein neuer Schwerpunkt. Sie stand am Anfang ihrer Entwicklung, es gab kaum Erfahrungen. Deshalb halfen tierexperimentelle Versuche, uns Sicherheit und Kenntnis über Medikamente und Untersuchungspraktiken zu geben. In vier Kliniken (Medizinische Akademie Erfurt, Zentralklinik Bad Berka, Thüringenklinik Saalfeld und Universitätsklinik Pjöngjang) etablierte ich die invasive Herz-Gefäßdiagnostik und minimalinvasive radiologische Techniken.

Ein großes Anliegen war für mich die fachliche Zusammenführung von Ärzten und Medizintechnikern als gleichberechtigte Partner. Es gelang uns, an der Technischen Hochschule Ilmenau den ersten Studiengang für „Biomedizinische Technik und Kybernetik“ in Europa aufzubauen. Außerdem wurde ich als erster Arzt an einer Technischen Hochschule/Universität in Ilmenau zum Honorarprofessor berufen. Über 44 Jahre durfte ich Vorlesungen halten, die atemberaubende Entwicklung in Medizin und Technik verfolgen und den Studenten vortragen. Den interdisziplinären Ansatz an der Schnittstelle von Biologie und Medizin einerseits und von Physik und Technik andererseits konnte ich wesentlich mitgestalten.

Meine Tätigkeit am Patienten, in der Wissenschaft, in der Lehre erfüllten mich. Ich habe die Vielzahl meiner Aufgaben oft nicht wahrgenommen, weil ich eine große Freude und Neugier hatte. Es war für mich faszinierend, neue Methoden einzuführen, die Mitarbeiter davon zu begeistern und sie auszubilden. Mit zahlreichen Auszeichnungen wurde ich belohnt.

Meine Familie mit meinen vier Kindern und den beiden Kindern meiner Frau machten mich reich. Ich bin glücklich darüber, dass sie sich verstehen, sich untereinander helfen und ihren Kindern den Weg ins Leben ebnen. Wie freue ich mich, wenn sie uns von ihren Erlebnissen, Wünschen und Zielen erzählen.

Viele Studienaufenthalte und Kongresse vorzugsweise in den östlichen Ländern haben mir wertvolle Erkenntnisse und Freunde gebracht und meine Sicht auf die Medizin und Menschen geprägt und verändert.

Ich selbst wünsche mir, dass die Welt eine friedlichere wird. Ich kann mir nicht vorstellen, dass meine Freunde in Russland, Tschechien, Polen, Nordkorea, Indien usw. einen

Krieg gewollt hätten. Für mich als Arzt, der mit modernster Medizintechnik Menschen helfen durfte, stellt die Verwendung modernster Kriegswaffen zur Vernichtung von Menschen eine Todsünde dar. Und die Verwüstung großer Landstriche ist für mich die größte Klimasünde.

MEINE GEBURT UND MEINE FAMILIE

Mit meiner Geburt begann mein Leben als „Grenzgänger“. Das sollte lebenslang so bleiben, sich über viele meiner Lebensbereiche erstrecken und Ursache für mein Nachdenken und Grübeln werden.

Geografisch war ich von Geburt an ein Grenzgänger, denn ich wurde direkt an der böhmischen Grenze zum Jahreswechsel 1932/33 in Johannegeorgenstadt geboren. Sämtliche Großeltern waren böhmischer Herkunft. Mein Großvater Karl Eger diente im 1. Weltkrieg noch in der habsburgischen Armee. Der Jahreswechsel 1932/33 war kein gewöhnlicher, sondern eine Zeit des politischen Wechsels von der Weimarer Republik in die Nazi Herrschaft.

Der turbulente Beginn

Meine Geburt am 31.12.1932 in der Wohnung meiner Großeltern mütterlicherseits in Johannegeorgenstadt, in der Külliggutstraße 28, verlief äußerst turbulent. Es stürmte und schneite. Nach Aussagen meiner Mutter war es eine schwere Entbindung wegen meiner ungünstigen Lage. Ich hatte eine "Sternenguckerlage" (Gesichtslage). Im knietiefen Schnee wurden Hebamme und Hausarzt von Familienangehörigen geholt. Es musste schnell eine Zangenentbindung erfolgen. Mein Kopf wurde dadurch

erheblich deformiert, und nach ihren Erzählungen bot ich wirklich keinen schönen Anblick.

Auf der Fensterbank stand ein kleiner, mit Kerzen beleuchteter Tannenbaum. Als die Kirchenglocken um Mitternacht läuteten, öffnete mein Großvater das Fenster. Aber ein starker Windstoß setzte die Gardinen in Brand und beinahe hätte diese Nacht in einer Katastrophe geendet. Aber mein Großvater löschte den Brand als Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr in aller Seelenruhe. Vermutlich hätte mich das ziemlich beeindruckt.

Meine Mutter war alleinstehend. Sie arbeitete bereits mit 14 Jahren als Arbeiterin an einer Furnierklebmaschine. Mein Vater war zu dieser Zeit Klaviertischler.

Religion und Familie

Die Heirat meiner Eltern kam wegen der fehlenden Eini-gung meiner Großeltern aufgrund ihres unterschiedlichen christlichen Glaubens nicht zustande. Die Eltern meines Vaters bestanden auf einer katholischen und die Eltern meiner Mutter forderten eine evangelische Taufe. Vater und Mutter wohnten jeweils bei ihren Eltern und waren den familiären und gesellschaftlichen Zwängen unterworfen. Sie waren beide leider nicht in der Lage, sich unter den damaligen Bedingungen durchzusetzen und sich zu einigen.

So wurde ich evangelisch getauft und wohnte in meinen ersten drei Jahren bei meiner Mutter im großelterlichen Haus. Meine Mutter war durch die Entscheidung meiner Großeltern, aber besonders wegen der zögerlichen Haltung meines Vaters sehr verletzt und enttäuscht. Deshalb durfte ich zu meinem Vater und dessen Familie keine Verbindung aufnehmen. Allerdings kam erschwerend hinzu, dass mein Vater sehr früh zum Militärdienst einberufen wurde, selten auf Urlaub nach Hause kam und mehrere Jahre in Gefan-

genschaft war. Er konnte rein räumlich keine Verbindung zu mir aufbauen. Als er aus der Gefangenschaft kam, war ich 17 Jahre alt. Es war mir damals nicht mehr möglich, eine emotionale Bindung zu ihm zu entwickeln. Später kam ich seiner Bitte, ihn zu besuchen, kaum nach, weil ich spürte, dass meine Mutter darüber traurig gewesen wäre. Meine Großmutter und meinen Großvater mütterlicherseits sprach ich als Mutter und Vater an. Das entsprach auch meinem Gefühl und meiner Zuneigung zu ihnen.

Erst viele Jahre später besuchte ich meinen kranken Vater und bedauerte, dass wir uns nicht früher im Leben näherkommen konnten. Heute sehe ich die Situation meiner ersten Lebensjahre anders und mit großer Toleranz.

MEINE ERSTEN KINDHEITSERLEBNISSE

Meine Mutter heiratete meinen Stiefvater Max Unger als ich drei Jahre alt war. Meine Brüder Harry und Horst wurden 1935 und 1941 geboren. Insgesamt gestaltete sich das Leben mit ihm nicht problemlos. Vom Gericht wurde mir deshalb ein Vormund zugeordnet, der die Behandlung durch meinen Stiefvater kontrollieren sollte. Und das war auch gut so. Aus den Erlebnissen mit ihm habe ich eine Konsequenz für mein weiteres Leben abgeleitet: In einer Familie müssen die Kinder gerecht behandelt werden. Es darf keine Situation entstehen, in der von meinen und deinen Kindern gesprochen wird. Nur mit diesem Wissen hat eine "Patchworkfamilie" eine Chance zu überstehen.

Familienverhältnisse

Mit meinen Halbbrüdern hatte ich bis an deren Lebensende ein sehr enges Verhältnis. Das Verhältnis zu meinem Stiefvater war schwierig. Es war die Zeit großer Arbeitslosigkeit. Heute weiß ich, dass er sicherlich große Sorgen hatte. Häufig musste ich ihn am Freitagabend in den Kneipen suchen, weil meine Mutter Angst hatte, dass er den Wochenlohn vertrinkt. Das wurde anders, als er zum Feuerwehreinsatz nach Plauen abkommandiert wurde, weil er aus gesundheitlichen

Gründen vom Kriegsdienst befreit war. Wie froh war meine Mutter, als sie von dort den Lohn überwiesen bekam. Bereits damals reifte in ihr der Gedanke, sich von ihm zu trennen. Das tat sie, als ich etwa zehn Jahre alt war. Nach der Scheidung kam eine große Ruhe in unsere Familie. Wir mussten keine Angst mehr haben, dass er betrunken und gewalttätig nach Hause kam.

Die erste Begegnung mit dem Tod

Als Zehnjährige spielten wir Gebirgsjäger und erklimmen den Pilzfelsen. Unser Ziel war es, uns nach der Besteigung in das Gipfelbuch einzutragen. Natürlich hatten wir die Abzeichen der Gebirgsjäger, ein Edelweiß, auf unsere Pullover geheftet. Wir erreichten den Gipfel und trugen uns ein. Doch beim Abstieg, als ich schon unten auf der Straße war, stürzte einer meiner Kameraden, Günter Schwarz, und schlug unmittelbar neben mir auf. Er blieb mit mehreren offenen Schädelbrüchen leblos liegen. Mit einem Kameraden schleppten wir ihn zum nächstgelegenen Haus, das gegenüber der „Grosser Tankstelle“ lag. Leider konnte er nicht gerettet werden. Besonders tragisch war, dass sein Vater in der Nacht zuvor von der Ostfront zum Sonderurlaub nach Hause gekommen war.

Noch einige Jahre danach erinnerten uns die in den Straßenteer eingebrannten Blutstropfen an ihn und die Erinnerung an diesen Tag lässt mich nicht los.

Die Waffe

Als Zehnjähriger durfte ich als Jagdhelfer mit Herrn Janoschi auf die Jagd. Er war der Schwiegersohn des Fabrikbesitzers Heinz, und meine Mutter war sehr stolz, dass er gerade mich ausgewählt hatte. Meine Aufgabe war unter anderem die

Pflege der Jagdwaffen. Das waren Drilling, Kleinkaliber und Offizierspistolen mit Kaliber 7,65 mm.

Als vor Kriegsende viele deutsche Soldaten in den Westen flüchteten, warfen sie ihre Waffen einfach weg. Ich war zwölf Jahre alt und fand in einem Wäldchen in Wildenthal eine 7,65 mm Offizierspistole und wenig dazugehörige Munition. Darüber freute ich mich sehr. Der Waffe fehlte nur die Feder zum automatischen Laden. Aber das machte nichts, denn ich konnte sie einfach händisch laden. Natürlich nahm ich sie mit und versteckte sie. Immer wieder spielte ich mit ihr und mit der Zeit wurde mir diese Waffe sehr vertraut.

Nach der Kapitulation in Berlin wurden die einzelnen Orte durch die Alliierten besetzt. An die Bevölkerung erging der Hinweis und der Befehl, alle Schusswaffen unverzüglich abzugeben. Ich konnte mich aber von dieser Pistole absolut nicht trennen. Zunächst bewahrte ich sie rostsicher in einer großen Bohnerwachsdose hinter einem großen Holzstoß in unserem Keller auf. Die Aufforderung zur Abgabe der Waffen erging mehrfach mit schweren Strafandrohungen. Als ich einmal vom Studium in Berlin zum Urlaub nach Hause kam, vergrub ich die Waffe unter einer Baumwurzel im Wald, aus Angst, dass sie bei uns im Haus gefunden werden könnte. Gelegentlich holte ich sie dort wieder hervor und ölte sie. Wie erleichtert war ich, als das gesamte Gelände eines Tages von der Uranbergbaufirma „Wismut“ als Abraumhalde auserkoren und schließlich mitsamt meiner Waffe ein für alle Mal unter Abraum aus dem Uranbergbau begraben wurde.

Schon für weit harmlosere Delikte wurden 15- und 16-jährige ehemalige HJ-Angehörige aus Johanngeorgenstadt mitten aus einer Kinovorführung abgeholt und weggebracht. Erst nach Jahren kamen einige Überlebende

aus der Gefangenschaft zurück in die Stadt. Ihnen war strengstens verboten worden, darüber zu reden, aber Gerüchte besagten, dass sie in einem Steinkohlenbergwerk in Sibirien unter härtesten Bedingungen arbeiten mussten. Viele sind dort gestorben. Meine Mutter wusste von meinem Waffenversteck und war voller Angst um mich. Sie hatte mich erwischt, als ich eines Tages wie schon so oft in den Keller ging, um nach der Pistole zu sehen. Aber sie tolerierte mit Vertrauen mein Handeln.

Die zwei Häftlinge

Eine Begegnung werde ich nie vergessen. Als Zwölfjähriger begleitete ich Herrn Janoschi als Jagdhelfer. Es war im Januar 1945, bei Schnee, klirrender Kälte und Vollmond. Es war taghell und in der Nähe des Bergwerks „Treue Freundschaft“ entdeckten wir zwei flüchtige KZ- Häftlinge. Sie waren in ihrer gestreiften Kleidung gut zu erkennen und liefen auf einen großen Misthaufen auf dem angrenzenden Feld zu. Er sollte sie offenbar vor dem Erfrieren schützen. Eigentlich hätte Herr Janoschi sie gefangen nehmen oder erschießen müssen. Dafür wären wir damals ausgezeichnet worden. Wir überließen sie aber unbehelligt ihrem Schicksal. Nie sprachen wir beide darüber, und er bat mich auch nie um Stillschweigen. Wäre unser Verhalten jedoch bekannt geworden, dann hätten wir in der damaligen Zeit um unser Leben fürchten müssen. Den Häftlingen nicht wirklich geholfen zu haben, wird mich bis an mein Lebensende reuen.

Zu Kriegsende war ich zwölf Jahre alt. Unsere Wohnung war nur etwa 30 m von einem elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun mit Wachtürmen entfernt. In der Nacht erleuchteten Scheinwerfer den Lagerzaun taghell. Der Zaun umspannte ein Außenlager des KZ Flossenbürg, ein

"kleines" Konzentrationslager mit ca. 1.000 Häftlingen. Es war ein sogenanntes Arbeitslager, denn die Häftlinge fertigten Flugzeugteile. Kurz vor Kriegsende wurden sie nach Theresienstadt abtransportiert. Ich sah mit eigenen Augen, wie SS-Leute die nicht mehr gehfähigen Häftlinge wie Kartoffelsäcke brutal von den LKWs schmissen.

Die Vergeltung

Es war ein heißer Frühsommertag nach der Kapitulation. In diesem ehemaligen KZ waren nun Männer eingesperrt, von denen man meinte, dass sie „nazitreu“ waren. Eine sogenannte Antifa- Polizei bewachte das Lager. Eine russische Besatzung war noch nicht vor Ort. An einem Abend kamen vier Tschechen in ihrer Militäruniform den Postberg/ Heinzberg heraufgeschlendert. Sie hatten große Knüppel in der Hand und wurden ohne weiteres ins Lager gelassen. Ich hörte kurz darauf ein furchtbares Schreien. Es klingt mir noch heute in den Ohren. Die Tschechen hatten sich nun an ihren vermeintlichen Peinigern gerächt. Viele junge Tschechen mussten ab 1944 zwangsverpflichtet in der KNY- Fabrik in Johanngeorgenstadt arbeiten.

Der Anzug

Auf dem Gedenkstein in Johanngeorgenstadt für die Gefallenen des 2. Weltkriegs fiel mir der Name Manfred Unger auf. Er war ein Cousin von mir und starb mit 19 Jahren nur eine Woche vor Kriegsende, am 1. Mai 1945, in einem Lazarett in Potsdam. Seine Mutter schenkte mir seinen Anzug zu meiner Konfirmation 1946. Er wurde aufgetrennt, aber mir fehlte noch der Schneider, der aus dem gewendeten Stoff einen Konfirmandenanzug für mich machen konnte. Ich hatte als Junge einen sechsbarmigen Hängeleuchter gebastelt. Dieser

Leuchter hing bei Anton Schmiedel im Schaufenster. Er strickte normalerweise mit einer Maschine kaputte Strümpfe an. Der beinamputierte Schneidermeister Albert Benkert sah diesen Leuchter und wollte ihn kaufen. Er erkundigte sich danach und erfuhr, dass ich ihn gefertigt hatte. Wir wurden uns schnell einig: Leuchter gegen die Fertigung meines Konfirmandenanzuges aus dem gewendeten Stoff.

Die Kriegsgefangenen

In meinen Erinnerungen sehe ich, wie russische Kriegsgefangene auf den Straßen Schneemassen beseitigten. Sie hatten zum Teil Jutesäcke um die Füße gewickelt, die mit Metallbändern zusammengehalten wurden. Nie hätte ich mir vorstellen können, dass es deutschen Soldaten in der russischen Gefangenschaft ähnlich ergangen ist. Wir wissen inzwischen auch, dass deutsche Gefangene nach ihrer Rückkehr aus Russland nach Jahren mit Tränen der Freude in ihrer Heimat empfangen wurden. Die wenigsten Deutschen wissen aber, dass gefangene russische Soldaten bei ihrer Rückkehr nach Russland zunächst in einem Speziallager, einem Gulag, interniert wurden. Die russische Führung war der Meinung: Ein Soldat siegt oder fällt, ein gefangener Soldat ist ein Verräter.

Die Explosion

Zu Kriegsende fand ich in der Schneiderstraße unterhalb des kleinen Oettelteichs mitten auf der Straße Rauchsichtzeichen mit rötlichem Vorsignal, Tellerminen und zusätzlich einer Stielhandgranate. Der Umgang mit den Rauchsichtzeichen war mir geläufig. Ich entscherte das Rauchsichtzeichen, das dann auf der Straße dichte Rauchwolken ausstieß und wie ein Frosch umhersprang. An

die Tellerminen traute ich mich nicht. Ich wusste, wie ich die Stielhandgranate zur Explosion bringen konnte. Ich schraubte den Deckel am Stielende ab. Dabei erschien eine Glaskugel an einem Bindfaden. Ich wusste auch, dass man diesen Verschluss abreißen musste. Ich hatte aber nicht das Gefühl für die Kraft, die man dafür brauchte. Ich versuchte, die Glaskugel abzureißen, was mir nicht gelang, aber einen kleinen Ruck spürte ich schon und es machte mich unsicher. Deshalb warf ich den Sprengkörper über die Straße in den Teich. Als er in den Teich plumpste, gab es eine Riesenexplosion. Der Teich war fast leer. Wie knapp bin ich damals dem Tod entronnen.

Die zwei Räder

Meine Mutter, mein Stiefvater, meine beiden Halbbrüder und ich wohnten in einem Haus mit drei weiteren Familien. Unsere Wohnung mit insgesamt ca. 36 m² war im Haus rechts oben mit drei Räumen. Wir hatten eine Wohnküche, ein Schlafzimmer und eine kleine Kammer.

Gegenüber von uns lebte eine Frau mit ihrem Sohn, deren Mann noch in italienischer Kriegsgefangenschaft war. Die Frau führte die Bienenzucht ihres Mannes inzwischen weiter. Da sie den Honig zum Teil abliefern musste, bekam sie zur Fütterung der Bienen ein zusätzliches Kontingent an Zucker. Dadurch hatte sie immer ein attraktives Tauschobjekt für andere Lebensmittel. Im Gegensatz zu uns, die außer den üblichen Lebensmittelkarten für Butter, Fleisch, Wurst, Brot, Mehl und etwas Zucker nichts hatten. Mein Stiefvater fuhr den Sohn dieser Frau sehr oft auf ihrem Fahrrad spazieren. Um uns kümmerte er sich nicht. Ich kann nicht sagen, ob mein Stiefvater auch eine intime Beziehung zu dieser Frau hatte. Über diese Situation ärgerte sich meine Mutter sehr, zumal diese Nachbarin

die Eifersucht meiner Mutter noch schürte. Wenn sie die Haustreppe hinunterging, sang sie das Lied: „Man müsste Klavier spielen können, wer Klavier spielt, hat Glück bei den Frauen.“ Mein Stiefvater war musikalisch veranlagt. Er konnte verschiedene Instrumente ohne jegliche Notenkenntnis und ohne Ausbildung spielen. Eines Tages, im tiefen Winter, kehrte der Nachbar aus der italienischen Gefangenschaft zurück. Wenig später zog die Familie in eine andere Wohnung um. Meine Mutter kam im Dunkeln nach Hause. Sie fand im tiefen Schnee auf dem Weg zwischen Haus und Hauptstraße zwei verlorene Räder vom Fahrrad, mit dem mein Stiefvater den Sohn der anderen Familie spazieren gefahren hatte. Meine Mutter erkannte sofort die Situation und beschloss aus Rache, die Räder an sich zu nehmen. Sie versteckte die Räder in unserer Kammer unter dem Bett. Wir Jungen wussten von diesem Vorgang. Obwohl wir den tieferen Zusammenhang nicht kannten, empfanden wir trotzdem eine diebische Freude.

Im Gymnasium in Schwarzenberg, das ich besuchte, renovierten wir mit unserer Klassenlehrerin den Klassenraum. Dabei kam das Gespräch meiner Klassenlehrerin, die auch unsere Russischlehrerin war, auf ihre schwierige Situation, dass sie mit ihrem Fahrrad bald nicht mehr die Strecke von 15 km von Rittersgrün nach Schwarzenberg fahren könne. Die Bereifung wäre völlig abgenutzt. Ich dachte sofort an die beiden Räder, die seit Monaten unter unserem Bett versteckt waren, und bot sie zum Tausch an. Dafür wollte ich einen Sack Kartoffeln und ein Fernglas als Gegenleistung. Wir wurden sofort handelseinig und der Tauschhandel wurde wie vereinbart abgewickelt. Sie fragte auch nicht, wie ich zu den Rädern gekommen war. Ihr Problem wurde unkompliziert gelöst. Sie und ich waren mit unserem Handel sehr zufrieden. Zu Hause waren wir

auch sehr froh, dass wir von der Last der beiden versteckten Räder befreit waren.

* * *

Einige Wochen später kam ich gerade von der Schule, als mir meine Mutter sagte, dass wir beide und mein Bruder Harry zu einer Anhörung bei der Kriminalpolizei erscheinen sollten. Wir gingen bange Herzens dorthin. Zunächst wurde meine Mutter aufgerufen. Sie wurde gefragt, ob sie zwei Räder gefunden hätte. Die Frage verneinte sie kleinlaut. Dann wurde ich aufgerufen. Ich verneinte auch, mit gesenktem Blick, von den Rädern zu wissen. Dann kam mein jüngerer Bruder Harry, der die Frage nach den Rädern bejahte. Er wendete sich an meine Mutter, indem er sagte: „Du weißt schon Muttl, das sind die beiden Räder, die unter unserem Bett versteckt waren.“ Damit war die ganze Geschichte ausgeplaudert.

Für mich ergab sich nun das Problem, den Tausch mit meiner Lehrerin rückabzuwickeln. Das Fernglas konnte ich zurückgeben, aber die Kartoffeln waren längst aufgegessen. Der Polizist (Antifa) mit weißer Armbinde, der uns sehr gut kannte, sagte zu meiner Mutter: „Gertrud, du weißt, was man findet, muss man abgeben. Das hast du nicht getan, deshalb muss ich dich bestrafen. Da ich aber weiß, dass du kein Geld hast, gebe ich dir jetzt 20 Mark. „Die nimmst du, um die Strafe in der Gerichtskasse zu bezahlen.“ Damit war für meine Mutter das Problem aus der Welt. Meine Lehrerin, die als "Neulehrerin" nur wenige Jahre älter war als wir, verübelte mir die Rückforderung der beiden Räder nicht. Mit ihr stand ich bis zu ihrem Tod mit 94 Jahren noch in einer herzlichen brieflichen Verbindung, die meist auf Russisch ablief.

MEIN WEG ZUM GYMNASIUM IN SCHWARZENBERG

Von 1939 bis 1943 besuchte ich in der Volksschule in Johanngeorgenstadt die 1. bis 4. Klasse. Die Schule war schräg gegenüber von unserem Wohnhaus. Weil ich gute schulische Leistungen hatte, schlugen mich meine Lehrer zum Besuch der Oberschule in Schwarzenberg vor. Meine Mutter und meine Verwandten waren mit diesem Vorschlag überhaupt nicht einverstanden. Ich sollte lieber ein ordentliches Handwerk erlernen. Das würde besser zu unserer sozialen Schicht passen. Ich ließ deswegen aber meiner Mutter keine Ruhe.

Doktor Fröbe

Meine Mutter und ich wurden zur Anhörung an die Oberschule Schwarzenberg vom Direktor Dr. Fröbe bestellt, um das Problem zu besprechen. Der Direktor war sehr heimatverbunden. Vor seinem Direktorat war in einem Glas-Schaukasten das große Richtschwert des letzten Schwarzenberger Henkers der Amtshauptmannschaft Schwarzenberg ausgestellt. Auf meine Mutter machte dieses Ausstellungsstück einen furchterregenden Eindruck. Das bestärkte sie auch in ihrer Meinung, dass ich dort nicht hingehen sollte. Sie war deshalb später nie wieder in meiner Schule.

Im Gespräch mit dem Direktor (Rex war sein Spitzname) wurde meiner Mutter die Frage gestellt: „Wollen Sie, dass Ihr Sohn das Gymnasium besucht oder will das Ihr Sohn?“ Meine Mutter machte aus ihrer Meinung keinen Hehl. „Ich will das fei net.“ Dann wurde ich gefragt. Natürlich wollte ich. Daraufhin erklärte der Direktor: „Unter diesen Bedingungen empfehle ich wie seine Lehrer den Schulbesuch bei uns, wenn er das will.“ Meine Mutter war nicht mehr dagegen. Sie ließ mich gewähren.

Der Direktor nahm mich auf und sorgte dafür, dass ich kein Schulgeld bezahlen musste. Später organisierte sein Nachfolger ein kostenloses Mittagessen in der HO- Kantine für mich. Und ich durfte in den beiden letzten Schuljahren ein kleines Zimmer in Schwarzenberg bewohnen. Ohne viel Aufhebens verstand Dr. Fröbe meine missliche Lage und löste mein Problem. Wie dankbar bin ich ihm, denn er prägte meinen Lebensverlauf entscheidend. Durch seine Unterstützung konnte ich die Grenzen meiner kleinen ärmlichen Welt überwinden.

Von 1943-1952 besuchte ich als sogenannter Fahrschüler die Oberschule Schwarzenberg. Anfangs waren wir 14 Schüler aus Johanngeorgenstadt und den umliegenden Orten. Zum Schluss blieb außer mir nur noch ein Schüler übrig. Er war in jeder Hinsicht der begüterte Sohn einer großen Autoreparaturwerkstatt.

Das Zeugnis

In meinen ersten Zeugnissen des Gymnasiums standen folgende Beurteilungen.

1. Dritteljahr: „Seine Führung ist gut. Er ist eifrig, fleißig und zeigt gutes Interesse. Doch macht ihm die Mundart zu schaffen.“

2. Dritteljahr: „Seine Führung ist gut. Er ist eifrig, fleißig und zeigt gutes Interesse. Die Mundart hat er noch nicht überwinden können.“

Wie ehrlich war diese Beurteilung von Studienrat Hallbauer und wie schämte ich mich dafür, weil er damit zum Ausdruck brachte, dass ich die deutsche Sprache nicht beherrsche und trotzdem auf dem Gymnasium bin. So empfand ich es damals. Aber andererseits spornte es mich ungemein an, die hochdeutsche Sprache als meine erste Fremdsprache zu lernen. Später, als ich in Berlin studierte, redete ich auf der Zugfahrt von Berlin nach Johannegeorgenstadt laut Erzgebirgisch. Die lauten Zuggeräusche übertrönten mich dabei. Es hätte mich geschmerzt, wenn meine Freunde hätten sagen müssen: „Jetzt ist er ein feiner Mann geworden. Er spricht nicht mehr unser Erzgebirgisch.“

Zug fahren zur Schule und zurück

Die Verkehrsbedingungen von Johannegeorgenstadt nach Schwarzenberg waren sehr kompliziert und für uns strapaziös, besonders in den harten Wintermonaten. In übervollen Zügen mit unzähligen Wismut-Kumpels mussten wir täglich auf der Hin- und Rückfahrt um einen Stehplatz kämpfen. Die Kumpels saßen wegen Platzmangels sogar draußen auf den Treppen oder lagen auf den Dächern. Sie beäugten uns missgünstig wegen unserer sauberen Kleidung. Eine Fahrt dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Hinzu kamen der Fußweg von der Wohnung zum Bahnhof in Johannegeorgenstadt und vom Schwarzenberger Bahnhof zur Schule und umgekehrt am Abend. Der tägliche Schulweg betrug etwa drei bis vier Stunden und wurde im Winter noch komplizierter.

Die Kumpels im Haus

Anfang der 1950er-Jahre war die Zeit der „Wismut“, eine Zeit der Goldgräber. Johanngeorgenstadt wuchs binnen weniger Jahre von ca. 8.000 auf etwa 45.000 Einwohner. Die Kumpels kamen aus der ganzen Republik und mussten im vorhandenen Wohnraum in der Stadt und Umgebung untergebracht werden, denn neue Häuser wurden noch nicht gebaut. Sogenannte "Quartiermacher" zogen durch die Häuser und machten wie preußische Offiziere mit Drohungen und Druck Quartier für Wismut Kumpels. Unsere kleine Wohnung mit drei Zimmern, in der wir nach der Scheidung meiner Mutter zu viert lebten, wurde ebenfalls ein Quartier. In unserer kleinen Kammer schliefen jetzt zwei Kumpels. Meine beiden Brüder, meine Mutter und ich teilten uns das kleine Schlafzimmer. Am Küchentisch saßen am Abend zusätzlich die beiden Kumpels und tranken ihren „Kumpel Schluck“, während ich an der anderen Tischecke meine Mathehausaufgaben machte und mich auf das Abitur vorbereitete. Das Ganze hatte aber auch einen positiven Effekt. Durch die Kumpels hatten wir etwas zu essen. Meine Mutter war während dieser Zeit Reinemachefrau bei der „Wismut“ und musste sehr schwer arbeiten. Die wöchentliche Arbeitszeit betrug damals 48 Stunden. Der Sonnabend war ein Arbeitstag und insgesamt gab es nur maximal drei Wochen Urlaub im Jahr.

Es ist für mich heute erstaunlich, dass meine Mutter unter diesen schwierigen Bedingungen durchhielt, uns erzog und ernährte. Sie nahm mich nicht von der Schule, um für die Familie Geld und Naturalien bei der „Wismut“ zu verdienen. Die Wismut-Kumpels wurden für damalige Verhältnisse im Vergleich zur Normalbevölkerung nämlich fürstlich entlohnt.

Dieses Lernen unter erschwerten Bedingungen mit dem zeitraubenden Schulweg machte mich andererseits aber auch für meinen Beruf stark. Dafür bin ich im Nachhinein dankbar.

Die neue Schule

Aus meiner Schulzeit sind mir verschiedene Höhepunkte in Erinnerung geblieben.

Unmittelbar nach Kriegsende wurde dafür gesorgt, dass die Schule im sozialistischen Sinn geleitet wird. Als neuer Direktor wurde ein in der Nazizeit nach Dänemark emigrierter Jude eingesetzt. Dr. Knopf ist mir als Einstein-Typ noch in guter Erinnerung. Auch ein Schülerrat wurde gebildet und meine Mitschüler wählten mich bald als Sprecher. Eine FDJ-Organisation gab es damals noch nicht.

Die Sache mit Stalin

Stalin hatte 1948 seinen 70. Geburtstag. Wir bekamen von der politischen Leitung des Kreises Schwarzenberg vordruckte Glückwunschscheine, auf dem alle Schüler unterschreiben sollten. Der Text war so schwülstig, dass kein Schüler unterschreiben wollte. Wir änderten den Text deshalb um, und Dr. Knopf stimmte dem neuen Text zu und alle Schüler unterschrieben. Das löste bei der zentralen politischen Verwaltung großen Unmut aus.

Auf einer Kreisdelegiertenkonferenz von Jungaktivisten in Aue wurde ich als fast 16-Jähriger als Sprechersprecher aufgefordert, unser geändertes Schreiben zu begründen. Mir wurde der vorgeschriebene Originaltext Satz für Satz vorgelesen, und ich musste mich rechtfertigen, z. B. dass wir die Anrede: „Teurer Josef Wissarionowitsch Stalin, Genius der Menschheit“, nicht verwendet hatten,

sondern nur „Sehr geehrter Herr Ministerpräsident“ geschrieben hatten und außerdem Genius der Menschheit nicht erwähnt hatten.

Meine Erläuterungen wurden von einer grölenden Versammlung von scharfgemachten Jungaktivisten kritisiert. Wir nahmen unser Schreiben nicht zurück und standen damit als kleinbürgerliche Zeugen der Vergangenheit am Pranger. Unser Direktor stand jedoch mutig hinter uns und war wahrscheinlich wegen seiner Vergangenheit als emigrierter Jude nicht angreifbar. Er war sogar stolz auf uns.

Die Wandzeitung

In guter Erinnerung ist mir auch eine Situation, die insbesondere der Schulleitung wieder große Probleme machte. Es war die Zeit der ideologischen Loslösung Jugoslawiens von der Sowjetunion.

Wir Schüler waren von diesem Schritt begeistert und gestalteten daraufhin eine Wandzeitung, auf der die dortigen politischen Reformen bildlich dargestellt wurden. Damit konnten wir uns identifizieren.

Zu unserem Leidwesen wurde unsere Schule in dieser Zeit aber von einer Delegation sowjetischer Offiziere besucht. Sie war über unsere Wandzeitung erschrocken und verärgert. Die Schulleitung wurde daraufhin zur Rechenschaft gezogen und musste erklären, wie so etwas passieren konnte und dann auch noch geduldet wurde. Die Wandzeitung musste entfernt werden, und die Schulleitung bekam großen Ärger. Dieser Ärger wurde aber nicht an uns Schülern ausgelassen. Dafür bin ich noch heute dankbar.

Die Briefmarke

Große Diskussionen gab es in der Schule auch, als eine DDR- Briefmarke mit dem Porträt von Walter Ulbricht als Dauerserie mit vielen Werten erschien. Das passierte ausgerechnet in einer Zeit, in der der Personenkult auch von sowjetischer Seite scharf kritisiert wurde.

Toleranz und Humanismus

Insgesamt und aus heutiger Sicht war die Oberschule in Schwarzenberg für uns nicht nur ein Ort effektiven Lernens, sondern auch eine Stätte der Toleranz und der humanistischen Gesinnung. Mit meinen Schulkameraden traf ich mich bis 2020 noch jährlich, und wir denken in großer Dankbarkeit an unsere Schulzeit, in der wir sehr effektiv, konsequent und im humanistischen Sinne ausgebildet wurden.

MEINE LEHRER

In meinem 90-jährigen Leben blicke ich mit großer Dankbarkeit auf meine Lehrer zurück. Sie leben alle nicht mehr. Sie gaben mir die entscheidenden menschlichen und fachlichen Impulse. Sie freuten sich ehrlich mit mir über meinen Weg, hielten mich manchmal auch von einem Irrweg ab und mäßigten mich zuweilen.

Meine ersten Lehrer

Meine Mutter und meine Großeltern mütterlicherseits waren meine ersten Lehrer. Sie lehrten mich: „Was ist moralisch gut und was schlecht.“ Darüber hinaus förderten sie mit Geduld und Liebe meine Feinmotorik und Präzision. Ich durfte und musste helfen, und dabei wurde ich nicht nur in Feinmotorik geschult, sondern auch mein Verständnis für die schwierige wirtschaftliche Situation in der Familie wuchs. Zum Beispiel übertrug mir mein Großvater den Kaninchenstall, die Fütterung der Kaninchen und die Säuberung des Stalls.

Meine Mutter fertigte neben ihrer Arbeit als Reinmachefrau noch abends in Heimarbeit handgenähte Lederhandschuhe mit Dreikantnadeln. Ich half ihr dabei. Jeder Stich musste sitzen und absolut perfekt sein. Dabei empfand ich auch, dass meine Hilfe für die Familie sehr wichtig war, und außerdem war meine Mutter nicht allein.

Bei heruntergezogener Küchenlampe saßen wir uns am Küchentisch gegenüber. In der Wohnküche war es schön warm. Meine Mutter erzählte dabei viele interessante Geschichten.

Diese handwerklichen Präzisionsarbeiten in meiner Kindheit und Jugend, ergänzt durch Laubsägearbeiten mit meinem Großvater, waren von fundamentaler Bedeutung für meine wissenschaftliche und ärztliche Arbeit. Ohne sie hätte ich zum Beispiel die komplizierten und sehr kleinen Verhältnisse von Herzfehlern bei Neugeborenen wahrscheinlich nicht darstellen können.

Meinem Großvater zu Ehren verfasste ich einen Artikel. Das Bild zeigt ihn mit seinen Ausstellungsstücken in Augustsburg. Er hatte die Sprungschanze, die Heinzfabrik und den Pferdegöpel von Johanngeorgenstadt maßstabsgerecht nachgebaut.

Die Empfehlung

Oberlehrer Hahn aus meiner Volksschulzeit empfahl meiner Mutter, dass ich in Schwarzenberg die „Oberschule für Jungen“ besuchen solle. Damals war ich 11 Jahre alt. Meine Mutter fand diesen Vorschlag abwegig. Aus ihrer Sicht kam dies nur für „Kinder reicher Leute“ in Betracht, und dazu gehörten wir nicht.

Stenografie

Nach Kriegsende fiel die Schule bis in das Frühjahr 1946 aus. In unserer Nachbarschaft wohnte ein Buchhalter, der Stenografie beherrschte. Das interessierte mich sehr. Ich hatte Zeit und er hatte Lust und Freude, mich in Stenografie zu unterrichten. Das gingen wir mit großer Ernsthaftigkeit an, sodass ich nach ungefähr einem Jahr flüssig schreiben

und als erstes Buch „Reineke Fuchs“ und „Reise durch das Hochland von Tibet“ in Stenografie-Schrift lesen konnte.

Diese Fähigkeit entdeckte mein erster klinischer Chef in Erfurt und freute sich, dass er endlich einen geeigneten Protokollanten für alle seine Aktivitäten gefunden hatte. Das bescherte mir zwar viel Arbeit, aber es öffnete mir auch viele Türen, und ich durfte die Bekanntschaft vieler berühmter Wissenschaftler machen, ihn auf Kongresse begleiten und mit ihm selbst Kongresse organisieren. Stenografie hatte damals eine große Bedeutung. Alle Sekretärinnen mussten Stenografie und Schreibmaschinen schreiben beherrschen, um das Gesprochene bei Versammlungen, Gesprächen usw. schnell und wortgetreu festzuhalten. Auch bei meinen Aufenthalten z. B. in Nordkorea führte ich mein Tagebuch in Stenografie, das niemand lesen konnte. Stenografie war für mich damit zu einem Schlüssel geworden, der mir zukünftig viele wichtige Türen öffnen sollte.

Meine Russischlehrerin

Aus meiner Oberschulzeit nach 1945 blieb mir meine Russischlehrerin Lore Stiehler in lebhafter Erinnerung. Sie war eine sogenannte „Neulehrerin“, jung und im Lehrstoff uns wahrscheinlich nur wenige Lektionen im Voraus. Aber sie unterrichtete mit großer Begeisterung und riss uns mit. Vielleicht waren wir auch ein bisschen in sie verliebt. Sie war klug, jung und schön. Durch sie bekam ich wahrscheinlich erst ein Gefühl für die Systematik der deutschen Sprache, denn bis kurz davor sprach ich nur Erzgebirgisch, und dann kam auch noch Russisch hinzu.

Im Gegensatz zu manchen Mitschülern hatte ich keinen Hass gegenüber Russen. Das Lernen machte mir Freude. Ich war wie ein Schwamm und sog alles auf. Es war spannend und unsere Lehrer, die entweder aus dem Exil oder aus dem

Krieg kamen oder als Neulehrer arbeiteten, waren hoch motiviert. Ich merkte auch schnell, dass sich meine Leistungen besserten und mir als armen Jungen Anerkennung in der Klasse, aber auch in meiner Heimatstadt verschafften.

Lore Stiehler verdanke ich die Freude am Sprachenlernen. Sie beherrschte außerdem noch Englisch und Französisch. Das rang mir große Bewunderung ab. Sie war für mich ein Vorbild. Bis an ihr Lebensende korrespondierten wir noch oft in Russisch. Sie legte die Basis für mein Interesse an der russischen Sprache. Das sollte schon sehr früh in meiner Assistentenzeit entscheidend für meine berufliche Entwicklung und ein weiterer Türöffner werden.

Mein Studium

Als ich nach dem Abitur 1952 meine erzgebirgische Heimat verließ, um in Berlin Medizin zu studieren, wurde ich von meiner Mutter mit den Worten verabschiedet: „Mach mir keine Sorgen, sei immer ehrlich, fleißig, zuverlässig, hilfsbereit, höflich, pünktlich und wasch dich jeden Tag.“ Mit diesen wenigen und einfachen Worten traf sie den Kern der Tugenden des Zusammenlebens.

Mein erster klinischer Lehrer an der Medizinischen Akademie in Erfurt war Prof. Schumann. Er war nicht nur fachlich gebildet, sondern auch ein stilvoller Chef. Durch ihn lernte ich Radiologie und damit die bildgebende Diagnostik. Sehr früh förderte er mich und schnell promovierte ich, wurde Facharzt und habilitierte, hielt wissenschaftliche Vorträge und verfasste Publikationen über meine Forschungsergebnisse, die national und auch international Beachtung fanden. Sehr offen und förderlich stand er meinen z. T. monatelangen Studienaufenthalten gegenüber, wie z. B. in Warschau (ein Monat), Petersburg

(drei Monate), Moskau (sechs Monate) und Budapest (ein Monat).

Mein väterlicher Freund und Förderer auf dem Gebiet der „kardiovaskulären und interventionellen Diagnostik und Therapie“ war Prof. Werner Porstmann aus der Charité Berlin. Er kam auch aus dem Erzgebirge. Das verband uns neben dem Interesse an der Arbeit und machte unser Verhältnis einfacher. Wir verstanden uns auf Anhieb. Mit seinen Ideen, seinem Elan, seiner Freude bei der Arbeit und seinem Können war er mir ein großes Vorbild, und ich eiferte ihm nach.

Bei ihm lernte ich die Techniken der Angiografie und oft besuchte ich ihn in seinem Institut. Wir diskutierten nächtelang über Neuigkeiten, über unsere Erfolge, aber auch Misserfolge. Es war die Zeit der vorsichtigen Einführung von Katheterprozeduren bei uns in der DDR zu diagnostischen und therapeutischen Zwecken. Im Vergleich zu heute waren die technischen Mittel wie Katheter noch unzureichend entwickelt und außerdem in der DDR schwer beschaffbar wegen Devisenmangels. Das forderte uns aber nur heraus und entwickelte unser Improvisationstalent ungemein.

ERWACHSENWERDEN IN BILDERN



1 – Mit 6 Jahren



2 – Mit 18 Jahren



3 – Mit 35 Jahren



4 – Mit 40 Jahren



5 – Mit 50 Jahren



6 – Mit 65 Jahren



7 - Großvater Karl Eger (rechts) im 1. Weltkrieg bei der habsburgischen Armee



8 - Mitarbeiter der „Heinzfabrik“ in Johannegeorgenstadt mit Großvater Karl Eger



9 – Mein Vater (1. vorn li.) mit Mutter und 7 Geschwistern



10 –
Mein Vater
Franz Hahn
13.12.1906 bis
28.12.1984



11 – Meine Mutter, Muttl genannt,
Gertrud Unger 24.10.1908 – 2.1.1992



12 – Meine Muttl mit 14 Jahren



13 – Meine Muttl mit circa
30 Jahren



14 – Meine Muttl mit circa
40 Jahren



15 – Meine Muttl mit circa 50 Jahren



16 – Meine Muttl mit circa 80 Jahren



17 – Erstes Foto von mir mit ca. 6 Monaten mit Muttl

Erinnerungen an Karl Eger aus Johannegeorgenstadt, der vor 40 Jahren starb – Talented Bastler war in mehreren Vereinen der Bergstadt aktiv

In Familienunterlagen fand Heinz Eger, ein in Bad Reichenhau wohnender Professor und Doktor mit Wurzeln in Johannegeorgenstadt, viele alte Fotos. Die Gedanken, die ihm dabei kamen, hat er anlässlich des Todestages aufgeschrieben. Es zeigt sich einmal mehr Familiengeschichte ist immer auch ein Stück Heimatgeschichte.

VON HEINZ EGGER

Johannegeorgenstadt. In der Regel werden sich Großvater an die Fellei. Sie geben ihnen weite Ratschläge, damit sie nicht die gleichen Fehler machen. Ich aber, selbst schon Opa, wende mich an meinen vor 40 Jahren verstorbenen Großvater, will ihm sagen: Ich bin stolz auf dich! Ich hatte das Glück, meinen Großvater Karl Eger (geboren 3. Juli 1884, gestorben 3. November 1968), der für mich der Vater war, zu erleben. Er hatte den ersten Weltkrieg überstanden. Als sein Sohn, der wie er mit Vornamen Karl hieß, mit 17 in den zweiten Weltkrieg musste, sagte er zu ihm: „Ich war klein, die Kugeln flogen über mich weg. Du bist dünn, bei dir fliegen sie vorbei.“ Er hatte nicht ganz Recht: Der Sohn verlor ein Bein, kam aber wieder.

Als ich nun im Abendmeinen eigenen Lebens aufsummierte, fielen mir die alten Fotos aus Johannegeorgenstadt in die Hände. Da ist zum Beispiel eine Aufnahme vom Modell der Hans-Heinz-Schanze. Mein Großvater, sonst außerordentlich bescheiden, steht stolz daneben. Als Mitglied des Krieger- und Schützenvereins Johannegeorgenstadt hat er das Modell gebaut. Karl war Werkzeugwart im Verein. Nicht alle Mitglieder konnten sich die teuren, verschleißenden Schneidmesser bei Westfalen bestellen. Er sorgte sich um den ordentlichen Zustand des Werkzeuges.



Karl Eger mit einem Modell der Hans-Heinz-Schanze. Es ist weitgehend erhalten und steht heute im Sportplatz Zacher in der Johannstädter Neustadt.

Andere Fotos zeigen ein Modell der Heinz-Möbelfabrik. Mein Großvater, dort tätig, hatte vom Schloss nur noch Fingerhutmaß, die Fingerenden hatte er der Präzisionsmaschine geopfert. Als er nicht mehr maschinen-tüchtig war, ging er bis zum 75. Lebensjahr als Hütten-Ingenieur in Betrieb, der vielen Familien Lohn und Brot gab. Arbeiter kamen früher sogar aus Böhmen, zu Fuß, sonnen- und winters immer pünktlich. Ich selbst kletterte einmal an einem Mauersims hoch, um meine Mutter an einer Feinernpresse zu beobachten.

Natürlich erinnere ich mich auch an den Missbrauch der Fabrik als KZ-Außenlager, der wohnen in nur 50 Meter entfernt. Wer die heutige Trümmerruine sieht, kann sich dahinter kaum die bedeutsame Fabrik vorstellen, wie sie das Modell zeigt. Das Modell des Pferdehopps, das 1932 sogar in der Bürgerschule in Augustenburg ausgestellt war, steht heute in der Gaststätte „Stadthändler AIP“. Aus einer Zeitungszitierung wissen wir, dass Karl in sechs Monaten etwa 500 Stunden an dem Modell gearbeitet hat. Dazu stellen die Jo-



Modell der Heinz-Fabrik, in der Karl Eger arbeitete. –REPRODUKTION: P. WILKE



Ebenfalls von Karl Eger gebaut: Modell des Johannstädter Pferdehopps.

hannstädter Schütze Josef Scharf und Emil Wellner zwei Bergleute. Mein Großvater war auch im Schützenverein und bei der Peterwehe. In beiden Vereinen fungierte er bei Aufträgen als Trommler. Wenn er irgendwo zwei Holstücken auftrat, dann trommelte er die „Jacke“ selbst auf einer Holzkiste, und wir Kinder besaßen ihn. Erinnerung ist auch, dass er eine Zeitlang für sein Wohngebiet einen kleinen Flaschenverkauf im Keller hatte. Später sagte meine Großmutter, mit einem Augenwinkern:

„Seit wir den Bierverkauf nicht mehr haben, will der Vater auch nicht mehr den Keller kehren.“ Ich glaube erst jetzt richtig, dass ich von meinem Großvater viel gelernt habe: Seine Gutmütigkeit und seine ständige Einsatzbereitschaft, anderen zu helfen. All diese Eigenschaften waren auch in meinem Beruf als Mediziner gefragt. Da er zu mir wie ein Vater war, durfte ich zu ihm auch Vater sagen, so, wie es seine Kinder taten. Glück auf Vater, auch nach 40 Jahren. Ich sehr dich schmunzeln.

18 – Mein Großvater Karl Eger mit selbstgebastelten Ausstellungsstücken



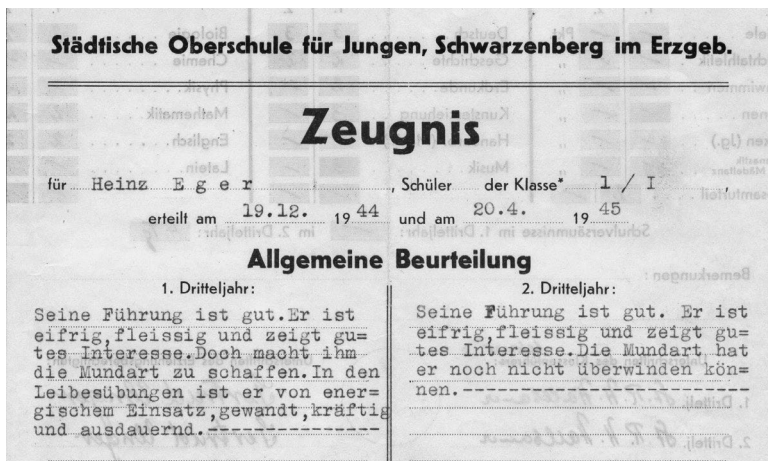
19 – Großeltern Eger zur Goldenen Hochzeit



20 – Jungschar – 7 Jahre (Zweiter von rechts)



21 – Mein Wohnhaus (Wohnung oben rechts), mit KZ-Ruine im Hintergrund



22 – Mein erstes Zeugnis des Gymnasiums in Schwarzenberg



23 – 7. Klasse (Zweiter von rechts)



24 – Mit meinen Klassenkameraden – ich mit Bass



25 – 11. Klasse (Mitte)



26 – 12. Klasse (links)



27 – Mit Klassenkameradinnen



28 – Als Abiturient



29 – Mit Schulkamerad



30 – Im zweiten Studienjahr



31 – Im letzten Studienjahr

MEINE BERUFSWAHL

Der erste Berufswunsch

Ich hatte in meinem Leben zwei ernst zu nehmende Berufswünsche, die ich konsequent verfolgte. Zunächst wollte ich Förster werden. Der Schwiegersohn des Möbelfabrikbesitzers hatte mich als 10- Jährigen als Jagdhelfer ausgesucht. Meine Mutter war darauf sehr stolz. Drei Jahre lang durfte ich ihn bis zum Kriegsende auf seinen Jagden begleiten. Das weckte in mir die Liebe zur Natur.

Umdenken

Mit der Gründung der „Wismut-AG“ 1947 wurde die Forstwirtschaft in meiner Heimatstadt nach den Bedürfnissen des Uranbergbaus umgestaltet. Damit verlor ich den Anreiz, Forstwirtschaft zu studieren. Die Mutter eines Schulfreundes war eine Praktische Ärztin und führte eine Praxis, in der ich ihr in den Ferien half. Dabei gewann ich nicht nur einen umfassenden Einblick in den Ablauf einer Arztpraxis, sondern auch in die Bedeutung des Arztberufes. Das oberste Ziel, einem Menschen zu helfen, war für mich ein wichtiger Entscheidungsparameter. Meine Mutter wunderte sich über meinen Berufswunsch. Sie hielt ihn für unreal und meinte, dass Medizin in unserer sozialen Schicht nicht die richtige Entscheidung sei. Aber nie forderte sie

in unserer schwierigen sozialen Situation von mir, dass ich doch besser bei der „Wismut“ arbeiten solle, denn dort wurde viel Geld verdient.

Je mehr ich mich aber mit dem Gedanken beschäftigte, Arzt zu werden, desto mehr wuchs in mir der Wunsch für ein Humanmedizinstudium. Das wurde zusätzlich gefördert durch die Gründung der Wismut AG.

Medizin und Radiologie

Bei der beruflichen Orientierung spielte meine Heimatstadt wegen der Erweiterung des Uranbergbaus unerwarteterweise eine große Rolle. Zusammen mit einem Hobbygeologen sammelte ich Mineralien in der Umgebung. Unter anderem hatte ich in meiner Sammlung verschiedene Uransalze. Ein Bergmann hatte mir einen faustgroßen Klumpen Uranpechblende geschenkt, den ich unter meinem Bett versteckte.

Wenige Jahre zuvor wurden von den USA Atombomben in Hiroshima und Nagasaki abgeworfen, mit verheerenden menschlichen Folgen, die mich lange beschäftigten. Die Gespräche der „Wismut-Kumpel“ an unserem Küchentisch trugen wesentlich dazu bei, mich mit dem Problem der biologischen Wirkung der Radioaktivität zu beschäftigen. Die Kumpel erzählten von Bergleuten mit Lungenkrankheiten und äußerten den Verdacht auf Zusammenhänge von Lungenkrebs und Uranbergbau. Erst Jahre später (1957) wurde der „Schneeberger Lungenkrebs“ als Berufskrankheit anerkannt. Mir wurde aber auch bewusst, dass die biologischen Zusammenhänge mit energiereicher Strahlung noch in vielen Fragen unklar waren.

Einerseits war ihre tödliche Wirkung bekannt. Aber andererseits war der segensreiche Einsatz der Röntgenstrahlen und Radioisotope für die Diagnostik vieler

Erkrankungen und die Behandlung bösartiger Tumore mit energiereicher Strahlung für mich sehr spannend. In den Nachkriegsjahren wuchs die Bedeutung radioaktiver Strahlung für Diagnostik und Therapie in der Medizin rasant. So wurden Röntgenstrahlung und Radium für die Strahlentherapie bösartiger Tumore zunehmend erfolgreich eingesetzt.

Das übte sehr bald eine große Faszination auf mich aus. Es drängte mich, neben den medizinischen Fragen stärker die physikalisch- technischen Grundlagen zu studieren.

Politisch war es die Zeit, als der „Atomspion Klaus Fuchs“ als „gefährlichster Mann der Welt“ oder „Stalins Spion im Manhattan-Forschungsprojekt“ 1950 verhaftet wurde. Somit berührte das Problem von Radioaktivität und Strahlung die existenziellen Fragen der menschlichen Gesellschaft, die weit über rein medizinische Fragen hinausgingen. Das war es, was mich mein ganzes Leben fesselte.

MEIN STUDIUM

Als ich nach dem Abitur beschloss, Humanmedizin zu studieren, stellte sich die Frage: „Wo?“ Ich entschied mich letztlich für die Humboldt-Universität zu Berlin.

Berlin

Ich wählte die Humboldt- Universität Berlin, weil ich vom Hören und Sagen und vom Lesen sehr viel über weltbekannte Ärzte und Wissenschaftler der Charité erfahren hatte. Die wollte ich erleben und von ihnen lernen. Sie waren durch bedeutende Entdeckungen berühmt geworden. Das faszinierte mich, denn dort erhoffte ich mir ein geistig freies und lebendiges Klima. Mit der Wahl von Berlin hoffte ich auch, aus dem zwar menschlich berührenden, aber engen Milieu meiner Heimatstadt den Sprung in die weite Welt zu schaffen.

Die Stadt Berlin war bei meiner Ankunft 1952 durch den Krieg fast vollständig zerstört. Als Student war ich verpflichtet, zweimal in der Woche Ziegel zu putzen. Die Charité war in großen Teilen mit ihren Instituten und Kliniken im Gegensatz zur übrigen Stadt von den Zerstörungen relativ verschont geblieben. Die Hörsäle waren meist noch intakt oder schon ausgebessert, aber völlig überfüllt. Viele Studenten kamen mit Militärmänteln, denen man ihre Umgestaltung für den zivilen Bedarf ansah. Einige

Professoren hatten oder mussten wegen ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit die Charité verlassen und waren bereits durch jüngere, politisch nicht belastete ersetzt, die zum Teil aus dem Exil, aus dem Krieg oder aus der Gefangenschaft kamen.

Dabei ist mir das Ehepaar Prof. Mitja und Ingeborg Rapoport in lebendiger Erinnerung geblieben, mit denen ich fast bis an deren Lebensende engen Kontakt hielt. Prof. Mitja Rapoport war Biochemiker mit einem klaren analytischen Verstand, den ich sehr bewunderte. Seine Frau Prof. Ingeborg Rapoport war Kinderärztin und baute mit großen Anstrengungen und gegen viele Widerstände die Neonatologie in der DDR auf. Sie schuf damit eine enge räumliche und fachliche Verbindung zur Geburtshilfe. Das ist für uns heute eine Selbstverständlichkeit. Beide hatten eine bewegende Lebensgeschichte, die ich aber erst später bei einem häuslichen Besuch von ihnen erfuhr.

Berlin hatte einen freien Geist. Ich fühlte mich in den vorklinischen theoretischen Fächern wie Anatomie, Biochemie und Physiologie sehr gut aufgehoben. Die Bedingungen nach dem Physikum für meine praktische Ausbildung als Arzt schätzte ich aber als schwierig ein, weil die Zahl der Studenten sehr groß war. Die Hörsäle und selbst die Hörsaaltreppen waren voll besetzt. Selbst Studenten aus Westberlin mischten sich unter uns. Ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass Studenten und Professoren Zeit und die notwendige enge Bindung für die praktische ärztliche Ausbildung mit uns eingehen können.

Erfurt

Ich erfuhr, dass in der DDR „Medizinische Akademien“ in Dresden, Erfurt und Magdeburg gegründet wurden, um die große Zahl von Medizinstudenten nach dem vorklini-

schen Studium effizient auszubilden. In der DDR bestand ein akuter Ärztemangel, der durch die Abwanderung von Ärzten in den Westen noch verschlimmert wurde.

Das Konzept der Akademien gefiel mir und ich entschied, nach dem Physikum 1954, an die „Medizinische Akademie Erfurt“ zu wechseln. Ich habe diesen Schritt nie bereut. Es war zunächst ein Abenteuer für uns, da wir die ersten Studenten für Humanmedizin in Erfurt waren. Im Vergleich zur Charité Berlin bestand das Studienjahr nur aus wenigen Studenten. Meine Immatrikulationsnummer war die 22 und die meiner späteren Frau Gudrun 12.

Die Professoren kümmerten sich intensiv und persönlich um uns. Sie kannten uns. An die Diskussionen mit ihnen bei oder nach der Patientenvisite kann ich mich gut erinnern. Sie förderten unser medizinisches Denken und lehrten uns den Umgang mit unseren Patienten. Sie selbst empfanden es als eine persönliche Herausforderung, in der neu gegründeten „Medizinischen Akademie“ Lehre und Forschung auf mindestens gleichem Niveau zu betreiben wie in den benachbarten Universitäten. Sie spürten einen hohen Leistungsdruck gegenüber den Universitäten in Jena, Leipzig und Halle. Aber diesem Druck hielten sie ohne Abstriche stand.

Lehrbücher standen uns kaum zur Verfügung, die zugehörige Bibliothek der Akademie hatte nur wenige Exemplare, die vorzugsweise aus den im Westen angesiedelten Verlagen wie Springer und Thieme stammten und für die meisten von uns nicht bezahlbar waren. So setzte nach der Vorlesung ein Sturm der Studenten auf die wenigen Bücher der Bibliothek ein. Einige Studenten hatten Verbindung zu Verwandten im Westen, erhielten von dort die erforderliche Literatur und verkauften sie dann oft an ihre Nachfolger.

Vorlesungen und die praktische Anleitung durch die Lehrkräfte bügeln diesen Mangel an Literatur aus. Wir durften in Erfurt beeindruckende Ärzte kennenlernen wie z. B. Frau Prof. Albrecht (HNO) und die Herren Prof. Sundermann (Innere Medizin), Prof. Güthert (Pathologie), Prof. Aresin (Gynäkologie), Prof. Schumann (Radiologie), Prof. Patzer (Pädiatrie), Prof. Schwarz und Prof. Usbeck (Chirurgie).

Sie förderten uns durch Forderung. Sie waren uns ein Vorbild, und wir spürten im Umgang mit ihnen, dass sie neben ihren fachlichen Qualitäten eine breite humanistische Bildung hatten. Patienten und Studenten waren ihnen wichtig. Die medizinische Vorlesungsreihe wurde ergänzt durch fakultative Angebote wie z. B. von der Universität Jena, die für unsere Allgemeinbildung außerhalb der Medizin vorgesehen war.

TECHNISCHE HOCHSCHULE/ UNIVERSITÄT ILMENAU

Schon Anfang der 1950er-Jahre wurde an der neu gegründeten „Technischen Hochschule für Elektrotechnik“ in Ilmenau mit großem Weitblick durch den Gründungsrektor Prof. Stamm die Biomedizinische Technik (BMT) als Lehrfach etabliert.

Prof. Blüthgen erhielt 1954 den Auftrag, das „Institut für elektromedizinische Apparate und Röntgentechnik“ aufzubauen. Seine Gründungsidee für das 1. BMT-Institut in ganz Europa war: „Der Prozess der Integration von Medizin und Technik-Wissensgebieten, die in der Vergangenheit [...] keine oder kaum nennenswerte Berührung miteinander hatten – vollzieht sich kontinuierlich und unaufhaltsam.“ Er wollte eine funktionierende Brücke zwischen Medizin und Technik bauen.

Kernphysik

Nachdem ich das Medizinstudium im Jahr 1959 beendet hatte, wollte ich noch Kernphysik studieren. Das Grenzgebiet Medizin zur Technik und speziell im Einsatz ionisierender Strahlung mit ihrer Wirkung auf biologische Systeme ließ mich nicht mehr los. Ich bewarb mich an der Technischen Universität Dresden und wurde von dort an die neu gegründete Technische Hochschule Ilmenau in das

„Institut für Medizinische Elektronik und Radiologische Technik“ umgelenkt. Auch das war wieder ein großes Wagnis für mich. Ich traf dort auf hoch motivierte und verständnisvolle Wissenschaftler, die mit viel Mut, Freude und Engagement diese Hochschule aufbauten, mich sofort in alle Aufgaben integrierten und mich mit ihrem Enthusiasmus anstecken konnten.

Übrigens passte mein Arbeitsvertrag auf eine Seite.

Das neue Fach

Aus meiner Studien- und Pflicht-Assistenzzeit an der MA Erfurt kannte ich das Problem von medizinischer Seite her, dass Ärzte und Techniker bislang keine Gesprächsebene auf Augenhöhe hatten. Das betraf sowohl die fachliche als auch die menschliche Seite. Die Idee eines Studienganges für „Biomedizinische Technik und Bionik“ faszinierte mich.

Die Gestaltung der Vorlesungsinhalte für Absolventen der Biomedizinischen Technik/Kybernetik sollte zum Ziel haben, den Ärzten gleichwertige medizintechnische Partner zur Seite zu stellen, die als Techniker auch medizinische Sachverhalte verstehen konnten und damit zu technischen Lösungen am Patienten fähig waren. Man musste wegkommen von der Auffassung seitens der leitenden Ärzte: „Dafür halte ich mir einen Physiker (Röntgenknecht)“.

Von Anfang an war unser Ziel, interdisziplinär profilierte Ingenieure auszubilden, die die theoretischen, praktischen, biotechnischen und ingenieurwissenschaftlichen Aufgaben erfüllen konnten. Sie wurden damit vielfältig einsetzbar, in der Medizintechnik von Gesundheitseinrichtungen, in biologisch-medizinischen Forschungsinstituten und in der Industrie.

Die Lehrinhalte für in der Medizin tätige Techniker und Ingenieure durften aber nicht mit medizinischem

Detailwissen überlastet werden. Diese Auffassung stieß auf großes Interesse und war völlig neu in Europa. An der Technischen Hochschule in Ilmenau wurde das erste universitäre Präsenzstudium für Medizintechnik in ganz Europa angeboten, und es endete mit der Graduierung eines Diplom-Ingenieurs. Wir konnten auf keine Erfahrungen, keinen Lehrplan und kein Vorlesungskonzept zurückgreifen. Im Institut unter Leitung von Prof. Blüthgen erarbeiteten wir in einem kleinen Gremium einen Lehrplan für Biomedizintechnik und reichten diesen zur Genehmigung im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen der DDR ein. Ich war als junger Assistent ab 1959 verantwortlich für das Studienfach „Medizinisch- physiologische Grundlagen und Strahlenbiologie“ und hielt von da an die Vorlesungen bis 2003.

Als wissenschaftlicher Assistent und Mediziner erhielt ich zusätzlich den Auftrag, eine tierexperimentelle Einrichtung für Studien zur Quantifizierung und Optimierung der Wirkungen ionisierender Strahlen auf biologisches Gewebe aufzubauen und damit ergänzte ich die bereits laufenden Studien der Techniker in Fragen der biologischen Dosimetrie. Das gelang uns recht schnell. Diese interdisziplinäre Zusammenarbeit forderte mich fachlich und prägte mich entscheidend.

Nach meinem Weggang von der Technischen Hochschule in die Medizinische Akademie Erfurt und dann in die Zentralklinik Bad Berka hielt ich immer engen persönlichen und fachlichen Kontakt zu meinen technischen Kollegen, auch durch meine regelmäßigen Vorlesungen und als Gutachter bei Promotionen. Mit Prof. Forth, dem damaligen Institutsdirektor, verband mich eine enge Freundschaft. Leider starb er sehr früh. Sein Nachfolger Prof. Henning musste schnell die Leitung übernehmen und wir diskutierten über viele Probleme in dieser schwierigen Zeit.

Prof. Haueisen führt jetzt das Institut mit Erfolg und Prof. Groß, den ich noch als Student erlebte, befasst sich schon kurz nach dem Studium mit „Künstlicher Intelligenz“, weit vor der Wende. Es ist für mich eine große Freude, die erfolgreiche Entwicklung der TU Ilmenau zu erleben. Mit großer Rührung nahm ich 2011 von Rektor Prof. Schaaf den Ehrenpreis der Universität in Empfang.

Der Knaller

Daneben hatte ich eine besondere Vorliebe für chemische Experimente. Dazu hatte ich mir schon als Junge das Buch von Hermann Römpp besorgt: „Chemische Experimente, die gelingen“. In meiner Kindheit war es mir nicht möglich, die erforderlichen Chemikalien für spannende Experimente zu bekommen. Aber als ich Assistent an der Technischen Hochschule Ilmenau war, standen mir fast alle Wege offen und ich nahm rasch Verbindung zum Oberassistenten des Chemielabors auf. In gewünschter Menge erhielt ich von ihm die begehrten Chemikalien. In dem 1942 erschienenen Buch, von dem es bis heute viele Nachauflagen gibt, wurden interessante Leucht- und Knalleffekte beschrieben.

Am Silvesternachmittag 1958 wollte ich mit einem Assistenten des Instituts und mit dem Werkstattmeister Viehmann einen Knallkörper bauen. Der Werkstattmeister brachte dazu ein Rohr mit, das aus Pertinax war. Das füllten wir mit Schwarzpulver aus eigener Herstellung und legten durch das Schwarzpulver einen Zünddraht mit einer Schwachstelle, den wir an eine Stromquelle anschlossen. Durch die Erhitzung sollte dort ein Funke entstehen und das Schwarzpulver zur Explosion bringen. Wir schalteten ein, aber es passierte erst einmal nichts.

Unser „Silvesterknaller“ lag auf dem Labortisch am Fenster. Nach einer Verzögerung gab es einen furchtbaren

Knall, die Fensterscheibe zerbarst und die Pferde auf der Straße scheuten. Wir warfen uns auf den Boden. Der Institutsleiter Prof. Blüthgen erschien augenblicklich, sah uns und sagte: „Das muss ich Ihnen von Amts wegen verbieten.“ Er wusste von unserer Experimentierfreude, aber er hatte nicht erwartet, dass wir doch so erfolgreich wären. Nach Jahren erinnerten die Mitarbeiter mich noch an meine Silvesterrakete.

Zu Besuch in Dresden

Meine neue Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent am „Institut für Biomedizinische Technik und Kybernetik“ führte auch dazu, dass ich gelegentlich meinen Institutsdirektor, Prof. Blüthgen, vertreten durfte, wenn es um medizinische Fragestellungen ging. Dazu wurde ein Auto mit Fahrer von der Hochschule zur Verfügung gestellt. Ich hatte dabei das Vergnügen, mit anderen mitreisenden Wissenschaftlern ins Gespräch zu kommen.

Eine Fahrt nach Dresden war für mich in zweierlei Hinsicht sehr beeindruckend. Ich durfte mit dem Ordinarius für Theoretische Physik der TH Ilmenau fahren, der an die Technische Universität Dresden wollte. Er hatte Spannendes zu erzählen. Auf meine Frage, warum er nach Ilmenau und nicht nach Dresden als Hochschullehrer wollte, antwortete er: „In Dresden hätte ich so viele braune Funktionäre wieder getroffen.“ In den letzten Kriegsjahren hatte er mit dem Nobelpreisträger Werner Heisenberg, einem der ersten experimentellen Atomphysiker, in Leipzig zusammengearbeitet. Das war auch der Grund, dass er nach dem Krieg längere Zeit in der Sowjetunion als Wissenschaftler tätig war oder vielleicht auch sein musste. Er kam mit einer russischen Ehefrau zurück, deren Mann als Offizier im Krieg gefallen war.

Diese Fahrt nach Dresden Anfang 1960 galt dem Besuch bei Prof. Manfred von Ardenne, der in den „Club der Intelligenz“ eingeladen hatte. Er informierte uns darüber, dass er im amerikanischen Schrifttum erste Ergebnisse über die Ultraschalldiagnostik bei Gallen- und Nierensteinen gelesen hatte. Dadurch könnte die belastende Röntgenuntersuchung mit Kontrastmitteln vermieden werden, und es dauerte nicht mehr lange, bis die internationale Literatur mit ersten Erfahrungsberichten darüber gefüllt war.

Übrigens sah ich in diesem Zusammenhang ein Schreiben am „schwarzen Brett“ des „Klubs der Intelligenz“ von der Witwe des Geheimrats Dr. Messerschmidt, die um Aufnahme in den Dresdner Club bat.

Der Besuch war insofern auch so interessant, weil Prof. von Ardenne uns Einblick in sein Institut gewährte und über seine Forschungen in der Krebs-Mehrschritt-Therapie dozierte.

Ich freute mich aber auch schon auf die Rückreise mit meinem sehr interessanten Gesprächspartner auf der Rückbank des Autos.

Der Landarzt

Bald merkte ich aber auch in Ilmenau, dass ich die ärztliche Tätigkeit vermisste und mir die Patienten fehlten. Deshalb bewarb ich mich noch als Landarzt-Vertretung in der Poliklinik Ilmenau, denn es herrschte akuter Ärztemangel in der DDR. Viele interessante Erlebnisse hatte ich bei dieser Tätigkeit, traf auf alle Bevölkerungsschichten in allen Altersstufen und erlebte die Menschen in ihrer ganz privaten häuslichen Umgebung. Die Menschen freuten sich über meinen Besuch und wickelten mir oft fünf Eier oder andere selbst erzeugte landwirtschaftliche Produkte als Dank in Zeitungspapier ein. In dieser Zeit waren das Schätze. Ich

teilte sie mit meinem Fahrer und hatte dadurch natürlich nie ein Problem, einen Fahrer für meine Hausbesuche zu bekommen. Nicht selten kamen treue Patienten mit ihren Sorgen auch zu mir ins Institut. Aus heutiger Sicht untersuchte ich sie auch ganz unorthodox in der Instituts-werkstatt oder auch später in meinem Vorbereitungsraum für die Vorlesung.

Eine Geschichte ist mir noch lebendig in Erinnerung. Ich wurde gegen Mitternacht in ein Dorf gerufen. Der Grund war die Selbstmordgefahr eines Mannes. Ich kam an und bemerkte, dass offenbar eine Feier durch diesen Schreck abrupt unterbrochen war. Auf die Frage: „Wo liegt er?“ Die Antwort: „Im Keller.“ Ich stieg die dunklen Kellertreppen hinab, hatte eine Taschenlampe und merkte, als ich unten ankam, dass sich hinter einer Säule etwas bewegte. Blitzschnell sprang mich der Gesuchte von hinten an, warf mich zu Boden und wir rangen am Boden miteinander. Als Kind lernte ich, ohne Finger sehr laut zu pfeifen. Auf meinen Pfiff hin erschienen die leicht beschwipsten Gäste und trennten uns. Sie riefen die Polizei, die den Mann anzeigen musste. Bei einer Verhandlung „wegen des Angriffs auf eine Person im Dienst“ wurde er gefragt: "Warum haben Sie einen Arzt im Dienst angegriffen?" Seine Antwort war: "Ich dachte, es wäre einer von der Kripo.“ Der Grund für seine Annahme war mein modischer langer schwarzer Ledermantel aus dem Westen.

Viele Geschichten gibt es zu diesen Hausbesuchen, die wir dann im Auto auswerten konnten und uns die Arbeit zu später Stunde vergnüglich machten, denn oft musste mir der Fahrer beim Patienten auch helfen.

Neuland

Eines Tages erschien Prof. Schumann, der Direktor der Radiologie der MA Erfurt, im Auftrag des Gesundheitsministeriums. Er sollte unseren neu eingerichteten Tierstall in Ilmenau bezüglich einer tierschutzgerechten Haltung überprüfen. Bei dieser Gelegenheit warb er mich ab und stellte mir in Aussicht, in seiner Klinik in Erfurt als Assistenzarzt zu arbeiten und neben meiner ärztlichen Tätigkeit den bereits vorhandenen Tierstall zu betreuen und ihn auch für meine wissenschaftlichen Arbeiten zu nutzen. Das Angebot nahm ich unter der Bedingung an, dass ich weiterhin am Lehrbetrieb an der Technischen Hochschule Ilmenau, wie begonnen, teilnehmen kann. Es wurde mir zugesichert und auch eingehalten.

Die medizinische Vorlesungsreihe fand sehr großes Interesse bei den Technikstudenten. Auch andere Fachrichtungen nahmen zunehmend fakultativ teil. Es war eine Besonderheit und neu, dass ein Arzt Vorlesungen an einer Technischen Hochschule hielt. 1975 wurde ich zum Professor für „Medizinische Grenzgebiete der biomedizinischen Technik“ ernannt und war damit der erste Professor auf diesem Gebiet. 45 Jahre lang hielt ich am Donnerstagnachmittag vier oder fünf Stunden Vorlesung, und das nach einem anstrengenden Arbeitstag meinerseits, aber auch für die Studenten.

Die medizinische und technische Wissenschaft entwickelte sich in diesem langen Zeitraum rasant. Ich durfte das miterleben und den Studenten die neuesten Erfahrungen und Entwicklungen vorstellen. Das machte mir großes Vergnügen. Ich glaube, dass ich die Studenten damit ansteckte. „Nur wer selbst brennt, kann Feuer in anderen entfachen.“ (Augustinus Aurelius von Hippo)

Es war immer mein Ziel, nicht nur Fakten zu vermitteln, sondern sie den Studenten auch in ihrer praktischen Bedeutung zu erklären. Dazu hatte ich aus meiner ärztlichen Tätigkeit genügend lebensnahe Beispiele. Darüber hinaus war es mir wichtig, bestimmte moralische und philosophische Grundprinzipien des Lebens herauszustellen. Zitate berühmter Menschen gab ich den Studenten mit der Bitte, darüber nachzudenken, z. B. von Seneca: „Wer den Hafen nicht kennt, in den er segeln will, für den ist kein Wind der richtige.“

Die jeweils erste Vorlesung eines Studienjahres begann ich mit der Frage: „Wie lerne ich Lernen?“ Wie zum Beispiel: Welche medizinischen Fakten sind wichtig, die unbedingt bekannt sein müssen? Wie lerne ich effektiv und effizient? Die entscheidenden Fakten der Vorlesung wurden am Ende der laufenden und am Anfang der nächsten Vorlesung nochmals betont und wiederholt und waren letztlich auch die Prüfungsfragen.

Zwischenfall mit Gehirn

Eine Vorlesung ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Das Thema der Vorlesung war: Gehirn. Ich brachte ein Gehirn aus unserer Pathologie in Bad Berka mit und seziierte es in einer Schale auf dem Dozententisch. Wir waren alle vertieft in unser Vorhaben. Plötzlich gab es einen dumpfen Knall. Ein Student in der hinteren Reihe war ohnmächtig geworden, auf eine Kante mit dem Hinterkopf gestürzt, und er blutete sehr stark aus einer Kopfplatzwunde. Schnell riefen wir über das Institutstelefon einen Notfallwagen. Dieser brachte den ohnmächtigen Studenten ins Krankenhaus, denn es war nicht klar, ob es nur eine Ohnmacht wegen des Sezierens war oder ob er durch den Sturz eine innere Blutung hatte. Der Student blieb für

mehrere Tage im Krankenhaus zur Beobachtung. Wie froh waren wir alle, dass er nur „kein Blut sehen“ konnte. Das war sicherlich die erste Vorlesung, die nicht nur mit einer Krankenhauseinweisung endete, sondern auch mit einem Lehrbeispiel in der Ersten Hilfe.

Der Zwischenfall lotste nicht etwa weniger, sondern mehr Studenten in meine Vorlesung. Ich bemühte mich, die medizinischen Fakten an den wöchentlichen Vorlesungsabenden mit viel Anschauungsmaterial spannend und interessant zu gestalten. Als Dank dafür verliehen mir die Studenten einen selbst gebastelten „Oscar für beste Dokumentation“. Außerdem wurde ich zu abendlichen Vorträgen in den "Club der Intelligenz" Ilmenau eingeladen und erhielt als Dankeschön einen großen Holzhammer mit der Aufschrift: „Wenn alle Gleiches denken, denkt keiner viel.“ Das war zur damaligen Zeit gewagt und ein Politikum.

Im 3. Matrikel wurde ich später sogar Ehrenmitglied und regelmäßig zu den jährlichen, sehr interessanten Treffen eingeladen. Die Damen und Herren waren nur zwei oder drei Jahre jünger als ich. Sie nahmen in ihrem Beruf sehr anspruchsvolle Stellungen ein und erfüllten wichtige Aufgaben.

Übersetzer

Dankbar war ich dem Thieme-Verlag, der mich vorzugsweise um die Übersetzung russischer Fachliteratur und Kurzreferate bat. Dafür erhielt ich immer ein Honorar. Das übersetzte und beurteilte Buch konnte ich behalten. Das freute mich sehr, und ich verwendete das Geld umgehend für den Kauf von Lehrbüchern aus dem Thieme-Verlag, die ich zum halben Preis erhielt. Alle „Farbatlant der Medizin“ von Netter konnte ich erwerben. Ich durfte sogar in Chicago dabei sein, als mein Lehrer Prof. Netter von der

amerikanischen Radiologen-Gesellschaft als Ehrenmitglied berufen wurde. Aus seinen Büchern lernte ich selbst sehr viel und ließ unzählige sehr beeindruckende Farbdias, immer mit seinem Schriftzug, anfertigen. Sie waren genau richtig für meine Studenten, weil sie fast selbsterklärend waren. Wie freute ich mich, als mein Enkelsohn Jakob, der Medizin in Leipzig studiert, mit dem schweren Bücherstapel von Netter aus meinem Arbeitszimmer kam mit der Frage: „Opa, kann ich die haben?“

Nach meinem Weggang von der Technischen Hochschule in die Medizinische Akademie Erfurt und dann in die Zentralklinik Bad Berka hielt ich immer engen Kontakt mit meinen technischen Kollegen, auch durch meine regelmäßigen Vorlesungen und als Gutachter bei Promotionen.

MEDIZINISCHE AKADEMIE ERFURT (MAE)

1960 kehrte ich an die MAE zur Facharztausbildung für Radiologie bei Prof. Schumann zurück. Nachdem ich die Ausbildung in Strahlenheilkunde beendet hatte, wurde ich zunehmend auf dem Gebiet der Diagnostik, insbesondere der Entwicklung der radiologischen invasiven Herz-Kreislauf-Diagnostik, eingesetzt.

Dieser Schritt war entscheidend für die Weiterentwicklung anderer Fachdisziplinen an der MAE wie Neurologie, Kardiologie, Angiologie, Urologie, Onkologie usw.

Der vorhandene Gerätepark zur Lösung dieser Probleme war verschlissen und veraltet. Deshalb musste schnell ein moderner, radiologisch orientierter kardiovaskulärer Arbeitsplatz aufgebaut werden.

Auch international bahnten sich große Fortschritte auf dem Gebiet der interventionellen Radiologie an. Es gab neue Punktionskanülen, Katheter, Röntgenkontrastmittel, Gerätetechnik usw. Das bedeutete für mich, dass ich mir durch Hospitationen an Leitinstitutionen wie z. B. der Charité in Berlin, Warschau, Bukarest, Lund usw. das nötige Wissen aneignen musste, um es anschließend an meine Mitarbeiter weitergeben zu können. Schnell bauten wir den Arbeitsplatz auf und untersuchten Patienten mit neuen Verfahren. Das sprach sich herum, sodass viele Hospitanten aus der DDR und aus anderen sozialistischen Ländern in unsere Klinik zur Ausbildung kamen.

Meine Promotion und wissenschaftliche Aufgaben

Umfangreiche weitere Aufgaben wurden mir zugeteilt. Ich wurde zum Kreisonkologen ernannt und war damit für die Geschwulstberatungsstelle der Stadt Erfurt zuständig. Nebenbei lernte ich Russisch mit einem Russen, hielt Vorlesungen an der Technischen Hochschule Ilmenau, führte den bereits in Erfurt bestehenden Versuchstierstall weiter, gründete die „Hufelandklinik“ und war medizinisch tätiges Mitglied des Freundeskreises „Thüringer Zoopark“.

In dieser Zeit promovierte ich 1962, wurde 1964 Facharzt für medizinische Radiologie und Strahlenheilkunde. 1969 habilitierte ich, wurde zum 1. Oberarzt und zum Dozenten berufen. 1972/73 delegierte mich das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen zu einem Zusatzstudium an das „Allunions-Forschungsinstitut für klinische und experimentelle Chirurgie“ in Moskau.

Meinem Chef Prof. Schumann gegenüber empfinde ich bis heute eine große Dankbarkeit. Er sorgte dafür, dass ich umfassend in Röntgendiagnostik und Strahlentherapie ausgebildet wurde. Er förderte meine akademische Entwicklung, nominierte mich für viele Hospitationen und freute sich, wenn neue Profile in seiner Klinik eingeführt wurden. Auch in Stilfragen war er für mich ein Vorbild.

Meine Chefwerdung

Schwierigkeiten ergaben sich dann aber, als ich zunehmend Verantwortung übernahm, sicherer und selbstständiger wurde. Ich musste immer häufiger Entscheidungen treffen, bei denen mein Chef der Meinung war, dass ich ihn vorher hätte konsultieren sollen, auch wenn die anstehende Entscheidung nicht in seine Fachkompetenz fiel. Es handelt sich meines Erachtens um das grundsätzliche Problem: Was passiert, wenn sich die Prestigelinien von Chef und

Stellvertreter überschneiden? Ich hatte damals nicht das ausreichende diplomatische Geschick im Umgang mit einem starken Chef. Er selbst hatte aber auch Schwierigkeiten, mit einem von ihm entwickelten Schüler umzugehen, der zunehmend auch von anderen Klinikchefs direkt in kardiologischen, angiologischen und interventionellen Fragen konsultiert wurde. Das gefiel ihm gar nicht, und das hat er mir auch in seinem Gutachten für meine Dozentur bescheinigt.

Mein ältester Sohn Lutz wollte nach seinem Medizinstudium in Erfurt seine Facharztausbildung für Radiologie bei Prof. Schumann absolvieren. Aber Prof. Schumann lehnte das ab. Seine Begründung: „Ein Eger hat mir gereicht.“ Lutz entschied sich für eine Ausbildung in der HNO-Klinik und ist damit glücklich.

Als ich die MAE verließ, um in der Zentralklinik Bad Berka zu arbeiten, erhielt ich vom Rektor die „Plakette für besondere Verdienste um die Akademie“. Ich blieb der MAE mein ganzes Berufsleben eng verbunden.

GRÜNDUNG DER „HUFELANDKLINIK“ IN ERFURT 1962/1963

Prof. Schumann war mein Chef an der Medizinischen Akademie in Erfurt (MAE) und gleichzeitig der Bezirks-Onkologe des Bezirkes Erfurt. Sein Vorgänger in diesem Amt hatte die DDR verlassen. Mein Chef organisierte die onkologische Versorgung neu und ernannte mich zum Kreis-Onkologen des Stadtkreises Erfurt.

Die Kritik

Ich nahm meine Aufgabe sehr ernst und bemerkte in der zugehörigen Geschwulst-Beratungsstelle, dass die Situation für krebserkrankte Menschen im Endstadium unhaltbar war. Die Versorgung im häuslichen Milieu war von den Angehörigen oft nicht zu schaffen. Solange die Oma noch die Kinder versorgen konnte, war die Situation in Ordnung. Wenn aber die Oma als Arbeitskraft durch Krankheit ausfiel, entstanden große Probleme, weil fast alle Frauen im arbeitsfähigen Alter in der DDR berufstätig waren. Es gab noch keine ambulanten Pflegedienste, die medikamentöse Therapie und die Versorgung mit Heil- und Hilfsmitteln steckten noch in den Kinderschuhen. Eine stationäre Aufnahme war damals wegen des Bettenmangels oft nicht möglich. Das Versorgungsproblem schwerstkranker Menschen am Ende ihres Lebens beschäftigte mich emotional

sehr und zwang mich zu einer Sozialkritik, die für viel Wirbel sorgte. Mutig erforschte ich die Lage und suchte vorbehaltlos nach Lösungswegen.

Der Kampf

Ich fasste meine Erfahrungen in einem Memorandum zusammen mit dem Titel: „Die soziale Lage inkurabler Geschwulst-Kranker im Stadtkreis Erfurt“. Das über 70 Seiten dicke Buch übergab ich dem Oberbürgermeister, der Ständigen Kommission Gesundheits- und Sozialwesen sowie der Stadtverordnetenversammlung als Diskussionsgrundlage. Die ersten Sätze waren: „Sputniks umkreisen die Erde, Raketen fliegen zum Mond und zur Venus. Zur gleichen Zeit aber liegt eine 65-jährige Frau mit einem metastasierenden Brustkrebs zu Hause. Trotz Anwendung modernster Behandlungsmethoden nimmt die Geschwulsterkrankung ihren schicksalhaften Verlauf. Seit zwei Jahren schon wird sie mit männlichen Geschlechtshormonen behandelt. Sie hat einen Bartwuchs, ihre Stimme ist tief, die Psyche ist verändert. Sie kann nicht aufstehen, sonst bricht ihr ein neuer Knochen, der vom Tumor durchsetzt ist. Niemand kann ihr helfen, auch ihr Mann nicht, denn er ist doppelt Oberschenkelamputiert. Trotz intensivster Bemühungen wird eine Krankenhausaufnahme abgelehnt, weil eine Heilbehandlung nicht mehr möglich ist. Eine Aufnahme in ein Pflegeheim ist ebenfalls nicht möglich, da erst durch einen Todesfall das nächste Bett frei wird. Gelegentlich kümmern sich Nachbarn um sie. Einmal wöchentlich wird sie von ihrem Hausarzt besucht. Ist es nicht verständlich, wenn sich diese Menschen verloren fühlen, verloren von der Gesellschaft, die, wie sie glauben, nichts mehr für sie übrig hat? Ist es nicht verständlich, wenn diese beiden Menschen ihre Drohung, durch Freitod aus dem Leben zu scheiden, realisieren?“

Dem Protokoll der Stadtverordnetenversammlung, auf der ich meine Auswertung und Vorschläge zu diesem Problem engagiert und kämpferisch vorgetragen hatte, konnte ich später entnehmen, dass es Kritik gab, mir überhaupt ein Podium gegeben zu haben.

Die Klinik

In Wittenberg und Löbnitz bei Bitterfeld gab es schon entsprechende Lösungsmöglichkeiten zur stationären Unterbringung von Tumorkranken im Endstadium, die ich mir angeschaut hatte. Ich machte daraufhin den Vorschlag, die schon bestehende Klinik für Tuberkulose mit nachlassenden Patientenzahlen in eine Klinik für inkurable Geschwulst- kranke umzuwidmen. Bald wurde uns diese Villa in Erfurt in der Parkstraße 1 zur Verfügung gestellt. In kurzer Zeit richteten wir alles so ein, dass auch nicht mehr gehfähige Patienten und in Ausnahmesituationen sogar mit Angehörigen gemeinsam die letzten Tage verbringen konnten.

Anfänglich wurden die Patienten von dem angestellten Tuberkulose-Arzt und seinem Personal versorgt. Ergänzende wöchentliche ärztliche Visiten wurden unter meiner Leitung von einem Oberarzt der Frauenklinik, der Chirurgie und von mir im Wechsel durchgeführt. Außerdem nahm ich Verbindung zum Landeskirchenamt in Eisenach auf. Von dort wurde seelsorgerische Betreuung organisiert. Die Stimmung in der Klinik sollte optimistisch sein. Oft war es nicht einfach, Patienten nur auf sterbende Tumorkranke zu beschränken. Vor einer Wahl z. B. sollte das Stadtbild nicht durch „Alkoholranke ungünstig beeinträchtigt“ werden. Sie wurden uns administrativ von der vorgesetzten Kreisärztin eingewiesen. Das sorgte für Spannungen, weil der Grundgedanke der Versorgung inkurabler Tumorkranker mißachtet wurde.

Der Junge

Viele Schicksale sind mir in Erinnerung geblieben, aber die Geschichte einer Patientin mit einem fortgeschrittenen Mammakarzinom mit Knochenmetastasen und Knochenfrakturen ist mir noch heute gegenwärtig. Sie war geschieden und hatte einen zwölfjährigen Sohn, der ihr nicht von der Seite wich. Als die stationäre Aufnahme der Patientin notwendig wurde, nahmen wir den Sohn mit auf. Als die Frau starb, wollte der Sohn zu seiner Großmutter in die BRD. Die Großmutter stellte einen Ausreiseantrag für ihn, der nicht genehmigt wurde. Daraufhin versuchte der Junge, über die Ostsee zu fliehen und wurde dabei erwischt. Bei seiner Vernehmung nannte er meinen Namen als Mitwisser. Von seinen Fluchtgedanken wusste ich zwar, aber ich hatte ihm davon abgeraten und diesen Vorgang natürlich nicht gemeldet. Ich kannte seine verzweifelte Lage und unterstützte ihn daher bei seinem Ausreiseantrag. Natürlich wurde ich deswegen von der Stasi im Dienstzimmer meines Chefs verhört. Der Junge konnte dann schließlich zu seiner Oma ausreisen, die ihn freigekauft hatte. Über meine Entscheidung, ihm zu helfen, wurde ich mündlich mit einer Verwarnung zur Rechenschaft gezogen.

Schon in den 60er-Jahren hatten wir in Erfurt eine Palliativstation oder auch Hospiz. Es wunderte und empörte mich, dass nach der Wende der Eindruck vermittelt wurde, dass solche Einrichtungen zur Unterbringung inkurabler Kranker eine Errungenschaft der Bundesrepublik seien.

THÜRINGER ZOOVEREIN

Während meiner Tätigkeit in Erfurt trat ich dem „Thüringer Zoo Verein“ bei und lernte den rüh- rigen Chef des Erfurter Zoos, Prof. Altmann, gut kennen. Er konsultierte meinen Chef Prof. Schumann und bat um Hilfe bei radiologischen Fragen. Mein Chef dele- gierte diese Angelegenheit gleich an mich. Und so kam es, dass Prof. Altmann oft um meinen radiologischen Rat bat.

Der Hirsch

Unter anderem hatten wir von einem Hirsch, der schlecht Luft bekam, eine Röntgenaufnahme angefertigt. Die Auf- nahme ließ eine bogige Einengung der Luftröhre an der hinteren Wand erkennen. Das konnte ein Tumor oder ein Fremdkörper in der Speiseröhre sein, der auf die Luftröhre drückte. Die nachfolgende Endoskopie zeigte eine sehr harte, glatt begrenzte dunkle Struktur in der Speiseröhre, die wir entfernten. Es war eine Kastanie. In der Vorlesung trug ich diese radiologische Begebenheit vor und warnte: „In der Brunftzeit muss man mit dem Essen vorsichtig sein.“

Der Affe

Bei der Einführung neuer Affen in den Zoo war es im Vorfeld wichtig, bei ihnen eine Lungentuberkulose auszuschließen. Tuberkulosekranke Affen wären eine große Infektionsgefahr

für den übrigen Affenbestand gewesen. Es war nicht einfach, die Affen für die Aufnahme zu bändigen und festzuhalten. Ein Affe machte sich frei, schwang sich auf Schränke, kletterte auf Kabel und ließ sich nur sehr schwer von uns für die geplante Röntgenaufnahme einfangen. Die ganze Abteilung war damit beschäftigt und hetzte durch die Räume, bis wir endlich das erschöpfte Tier wieder einfingen. Es gab noch viele solcher Geschichten aus dem Erfurter Zoo.

Die Kühe

Eine weitere Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Veterinärmedizin ergab sich auch mit der Bezirks-Tierklinik Bad Langensalza. Nicht selten kam es im Frühjahr vor, dass Nägel mit dem zusammengekehrten Heu auf den Heuböden von den Kühen gefressen wurden. Eine Magen-Darm-Perforation war oft die Folge. Es war nun unsere Aufgabe, im Bauchraum oder dem Herzbeutel der Kuh die metallischen Fremdkörper und freie Luft röntgenologisch nachzuweisen oder auszuschließen. Daraus leitete sich die Indikation für eine Operation ab. Die Leistungsfähigkeit des Röntgengerätes in der Tierklinik limitierte unser Vorhaben stark, und wir versuchten, die erforderliche Dosis an die Größe des Bauches und des Brustkorbs der Kuh anzupassen. Das war nicht leicht. Mit dem Chef der Bezirks-Tierklinik in Bad Langensalza war ich lange Zeit freundschaftlich verbunden.

ZUSATZSTUDIUM IN DER SOWJETUNION

Der Russischlehrer

1960 ging ich von der Technischen Hochschule Ilmenau an die Medizinische Akademie Erfurt. Kurz danach erfuhr ich, dass ein Russe als Russischlehrer an der uns gegenüberliegenden Pädagogischen Hochschule arbeitet. Er sprach aber kein Deutsch und wollte unsere Sprache unbedingt lernen. Deshalb wandte er sich an unsere Einrichtung mit der Bitte um Vermittlung einer oder eines Interessierten. Mir war meine Russischlehrerin aus dem Gymnasium in Schwarzenberg in dankbarer Erinnerung geblieben. Ich freute mich über die sich bietende Gelegenheit und war sofort bereit, ihm zu helfen. Wir beide waren 29 Jahre alt und fanden schnell einen Weg, wie wir des anderen Sprache unkompliziert und ohne jeglichen materiellen Aufwand lernen konnten. Es blieb auch der Leitung der Medizinischen Akademie nicht verborgen, dass wir uns wöchentlich nach Dienstschluss trafen, und ich wurde deshalb zunehmend öfter für eine Dolmetscherfunktion eingesetzt. Es gab niemanden in der Akademie, der sich mit Russisch beschäftigen wollte. Vordergründig war für uns die akzentfreie Sprachbeherrschung. Es machte uns beiden große Freude, und wir wurden Freunde.

Moskau

Eines Tages wurde ich ins Rektorat bestellt. Man erklärte mir, dass ich wissenschaftlicher Nachwuchskader sei. Es wäre nun üblich und Pflicht, als solcher in die Sowjetunion zur weiteren Qualifizierung befristet delegiert zu werden. Da ich mittlerweile gut Russisch konnte, fiel verständlicherweise die Wahl auf mich. Weder das Rektorat noch ich wussten, welches Institut in welcher Stadt das richtige für mein Forschungsprofil wäre. Wie das Leben manchmal so spielt, saß ich kurz danach beim Friseur und blätterte zufällig in der Zeitung „Freie Welt“. Dabei entdeckte ich einen Artikel über die Entwicklung künstlicher Organe am „Allunions-Forschungsinstitut für klinische und experimentelle Chirurgie“ in Moskau. Mein erster Gedanke war: Das ist es. Denn wer dieses Gebiet erforscht, muss auch hoch spezialisierte Herz- und Gefäßdiagnostik beherrschen, und das ist genau mein Interessengebiet.

* * *

Inzwischen hatte ich viele Erfahrungen mit Gefäß- und Herzuntersuchungen mittels Katheter sowohl von tierexperimenteller Seite als auch beim Menschen gesammelt. Die Entscheidung für dieses Institut wurde schnell von deutscher und sowjetischer Seite akzeptiert. Die Ereignisse überschlugen sich. Bald erhielt ich eine Einladung nach Halle in ein Gebäude der „Franckeschen Stiftung“. Vertreter beider Länderministerien wollten sich von mir und meinen Russischkenntnissen überzeugen lassen. Das Ergebnis war offenbar gut. 1972 wurde ich für ein halbes Jahr vom Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen der DDR an das Allunions-Forschungsinstitut in Moskau delegiert. Das Institut wurde vom sowjetischen Gesundheitsminister geleitet. Er war selbst Herzchirurg.

Freundschaft

Ich wohnte im Internat des Instituts und nahm die wohlgemeinten Warnungen meiner Kollegen ernst, die schon Erfahrungen mit Hospitationen in der Sowjetunion hatten. So reiste ich u. a. mit zwei Stöpseln für Waschbecken im Reisegepäck an. Stöpsel waren eine absolute Mangelware und gingen leicht „verloren“. Das Zimmer war kärglich und mit großen Defekten im Wandputz, die ich mit großformatigen Gemäldekopien aus der Tretjakow Galerie überdecken konnte. Das schaffte Gemütlichkeit und am Abend Besucher, die in anderen Kliniken des Instituts hospitierten. Das machte uns zu einer eingeschworenen Gemeinschaft und inspirierte uns sehr. Interessante Gespräche aus den verschiedensten Wissenschaftsgebieten, neben all den Problemen, die uns junge Männer beschäftigen, machten unseren Aufenthalt zu einer bleibenden Erinnerung .

Die sowjetischen Kollegen waren an unserer tierexperimentellen Forschungsarbeit in Erfurt/Bad Berka sehr interessiert. Ich wurde nicht nur sofort sehr kollegial in ihre Reihen aufgenommen, sondern auch in all ihre Forschungsarbeiten unkompliziert einbezogen und arbeitete als einer von ihnen mit. Ich war also nicht nur Zuschauer, wie mir mancher Kollege aus dem Westen über seine Erfahrungen berichtete, der in den USA hospitiert hatte.

Großes Interesse bestand an unseren Vorgehensweisen und Ergebnissen. Wir hatten in Erfurt und Bad Berka tierexperimentell an Hunden und vietnamesischen Hängebauschweinen gelernt. Mit gezielter Sondierung der Koronargefäße von der Leistenbeuge aus erzeugten wir mit elektrischem Strom Koronarthrombosen und versuchten, sie anschließend wieder mit einem Medikament durch den liegenden Katheter intrakoronar aufzulösen. In mehreren Vorträgen stellte ich unsere Methode in Moskau vor. Zur damaligen Zeit gab es noch keine routinemäßige Methode zur Behandlung von Herz-

infarkten, weder mit Katheter noch mit Medikamenten. Alles war noch in der Entwicklung. Zur Einführung dieser heute gängigen Verfahren waren damals diese tierexperimentellen Forschungen leider unverzichtbar.

Prof. Rabkin war der Institutsleiter, mein Chef und er wurde ein Freund. 27 Jahre nach dem 2. Weltkrieg arbeitete ich als 41-Jähriger im wichtigsten medizinischen Forschungsinstitut der Sowjetunion. Ich wurde freundlich und ohne jegliche Hassgefühle als Kollege aufgenommen. Wir arbeiteten begeistert, forschten und feierten gemeinsam und es war für mich eine große menschliche Leistung, dass wir uns nach diesem sinnlosen und mörderischen Krieg nicht hasserfüllt begegneten und auf Augenhöhe miteinander forschten. Daraus ist für mich eine Lebensphilosophie geworden: Brücken bauen und nicht Gräben ausheben oder vertiefen.

Neben der wissenschaftlichen Arbeit entwickelte sich auch eine enge persönliche und oft lebenslang anhaltende freundschaftliche Beziehung. Es wurde nach der Arbeit am Samstagmittag auch für mich ein Bierglas organisiert. Denn nur wer ein Bierglas besaß, konnte sich am großen Fass bedienen. Es war wichtig, das Glas festzuhalten, denn die Gefahr war groß, dass es plötzlich weg war. Ein Kollege kam von Kamtschatka aus dem Urlaub und bereicherte unseren Tisch mit geräuchertem Lachs und rosa Kaviar in Marmeladengläsern. Da ich rosa Kaviar nicht kannte, dachte ich, Marmelade und Lachs passen eigentlich nicht zusammen.

Von Kollegen wurde ich oft privat eingeladen. In den Geschäften gab es fast nichts, aber die Tische bogen sich unter der Last des Essens und der Getränke. Ich erlebte eine unvergesslich herzliche Gastfreundschaft. Meine Russischkenntnisse wurden gelobt. Ich erwiderte: „Wer eine Sprache gut kann, dem öffnen sich Türen.“ Die Gegenantwort war:

„Nicht nur Türen öffnen sich, sondern vor allem die Herzen öffnen sich.“

Heimatgefühle

Ein besonderes Erlebnis ist mir in Moskau in Erinnerung geblieben. Eines Tages wurde ich von meinen russischen Kollegen zum Dolmetschen zu einem Patienten aus der DDR gebeten. Es handelte sich um Peter Zahor. Er war ein sogenannter „Olympiakader“ der DDR und hatte sich bei einem Skisprunglauf in Brotterode die Wirbelsäule gebrochen. Seitdem war er querschnittsgelähmt. Mit einer aufwendigen und komplizierten Operation sollte sein Zustand in Moskau verbessert werden. Die Überraschung von Peter, der wie ich aus Johannegeorgenstadt stammte, war sehr groß, als ich mich aus der Ärztegruppe mit der üblicherweise weißen Mütze herauslöste, zu ihm ans Bett kam und ihn als meinen Landsmann nicht in Hochdeutsch, sondern in Erzgebirgisch ansprach. Peter blieb mir über viele Jahre bis zu seinem Tod ein tapferer Patient und ein treuer Begleiter.

Meissner Teller

Meine Zeit der Hospitation in Moskau neigte sich dem Ende zu und ich wollte mich beim Chef des Allunions-Forschungsinstituts bedanken. Er war auch gleichzeitig der Gesundheitsminister des Landes und glich in seiner Statur einem großen, ehrfurchtgebietenden Bären. Ich überlegte mir, womit ich ihn erfreuen könnte. Mir fiel nichts Besonderes ein und deshalb ging ich in unsere Botschaft. Sie gaben mir einen Obstteller aus Meissner Porzellan. Ich dachte, was soll er damit? Als ich ihm den Teller übergab, kam mir der passende Gedanke dazu. Ich drehte den Teller um und sagte: „Herr Minister, die beiden Schwerter sind nicht ein Zeichen des deutschen Militarismus, sondern ein

Zeichen deutscher Wertarbeit.“ Das gefiel ihm sehr und ich erfuhr, dass er sich über mich sehr lobend bei einem Treffen mit unserem Gesundheitsminister geäußert hatte.

Wiederkommen

Nach diesem Aufenthalt war ich oft in der Sowjetunion, z. B. mehrere Monate in Petersburg, zu Vortragsreisen in Moskau, Irkutsk usw. Enge freundschaftliche Kontakte verbanden mich mit den Kollegen, die auch uns in der DDR zu Kongressen besuchten und auch oft bei uns zu Hause Gäste waren.

In Bad Berka und im benachbarten Nohra befand sich ein großes sowjetisches Militärhospital, das oft die Hilfe der Zentralklinik Bad Berka in Anspruch nahm und mich als Arzt und Dolmetscher brauchte. Für mich war es nie eine Frage, aus welchem Land oder aus welcher Bevölkerungsschicht ein Patient kam.

ARBEIT IN DER ZENTRAKKLINIK BAD BERKA

Als ich noch an der Medizinischen Akademie in Erfurt studierte, hatte ich eine Verbindung zur Zentralklinik Bad Berka. Prof. Tegtmeier war ihr Ärztlicher Direktor und hielt bei uns in Erfurt Gastvorlesungen über Röntgendiagnostik. Er war eine beeindruckende Persönlichkeit, als Arzt und Spezialist auf dem Gebiet der Lungenkrankheiten, insbesondere der Tuberkulose. Auf sein Betreiben hin wurde die Zentralklinik als erster Klinikneubau der DDR in den Anfängen der 1950er-Jahre aufgebaut und anfangs als Lungenklinik mit Schwerpunkt Tuberkulose genutzt.

Der Bau

Prof. Tegtmeiers taktisches Vorgehen bei der Planung des Baus imponierte mir sehr. Die Klinik war als lang gestrecktes Gebäude konzipiert mit einem circa 500 m langen Dach. Der Bau begann an beiden Enden und damit bestand nicht die Gefahr, dass der Bau wegen Geld- oder Materialmangels beendet werden musste. Denn in der Mitte war ein Aufhören unmöglich. Es wurde ein eindrucksvoller Bau im damals gängigen „stalinistischen“ Baustil mit modernster Technik und großzügiger Ausstattung der Patientenzimmer, der Operationssäle und Funktionsabteilungen.

Das Herzteam

Mit der Verbesserung der Lebensverhältnisse der Menschen, aber besonders mit der Einführung der Therapie mit Antituberkulostatika in den 50er -Jahren verlor die Tuberkulose ihren Charakter als Volksseuche. Die Zahl der Tuberkulosekranken nahm stetig ab. Das bedeutete, die Klinik musste sich neue Behandlungsschwerpunkte suchen. Von Regierungsseite aus gab es die Vorgabe, auf dem Gebiet der DDR fünf herzchirurgische Zentren zu entwickeln. Offenbar wurden von der Regierung die Voraussetzungen in der modernen Klinik in Bad Berka als günstig eingeschätzt, sodass die Zentralklinik Bad Berka als eines der fünf Zentren nominiert wurde. Es war außerdem sinnvoll, die beiden Organe Lunge und Herz, als funktionelle Einheit und in einer Körperhöhle vereint, auch diagnostisch und therapeutisch unter einem Dach zu etablieren. Prof. Hasche, 1957 aus Berlin kommend, gab der Herzchirurgie in Bad Berka entscheidende Impulse. Schon in den 60er-Jahren gehörte die Klinik zu den ersten Kliniken in ganz Deutschland, die Operationen am offenen Herzen mit der Herz-Lungen-Maschine durchführte.

Während meiner Facharztausbildung in der Radiologie an der Medizinischen Akademie wurde meine Verbindung zur Zentralklinik intensiver, denn ich entwickelte in Erfurt die kardiovaskuläre Röntgendiagnostik den neuen Bedürfnissen entsprechend weiter. Dadurch wurde ich in das Herzteam mit Prof. Fiehring, Kardiologe aus Erfurt, und Prof. Hasche aus der Zentralklinik Bad Berka aufgenommen. Daneben intensivierte ich zunehmend die zerebrovaskuläre Diagnostik für die Neurochirurgie/Neurologie und die Angiografie aller Körperbereiche arteriell und venös. Das machte mich zunehmend zu einem wichtigen Partner auch für die klinischen Bereiche in Bad Berka, weil

diese Untersuchungsmethoden dort bis dahin nicht zur Verfügung standen. Zunächst fuhr ich einmal in der Woche nach Bad Berka. Gemeinsam mit einem dort arbeitenden tschechischen Kollegen untersuchten wir die Herzen von Hunden und von vietnamesischen Hängebauchschweinen in der tierexperimentellen Einrichtung.

Da in Bad Berka die Chefarztstelle der Zentralen Röntgenabteilung frei wurde, drängten mich besonders Prof. Tegtmeier und Prof. Hasche, diese Aufgabe zu übernehmen. Die Zusammenarbeit mit Prof. Hasche erschöpfte sich nicht nur in fachlichen Belangen, sondern wir verstanden und respektierten uns. Leider ist Prof. Hasche schon 1973 verstorben und ich wechselte erst 1974 nach Bad Berka. Hier hatte Prof. Ursinus, aus Leipzig kommend, die Leitung der Zentralklinik und der Klinik für Herzchirurgie übernommen.

Der Wechsel

An der Medizinischen Akademie Erfurt wurde ich nach der Habilitation zum Dozenten berufen. Die Akademie unterstand dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen. Da ich in die Zentralklinik Bad Berka wechselte, wurde mir die Dozentur aberkannt, weil die Zentralklinik zu einem anderen Ministerium gehörte, nämlich dem Ministerium für Gesundheitswesen.

Der Verlust der Dozentur war für mich ein großes, sehr bedauerliches Problem und schmerzte mich sehr, denn das bedeutete das Ende meiner Hochschullaufbahn. Es machte mir meine Entscheidung für oder gegen Bad Berka sehr schwer. Es stand also die Frage einer Hochschulkarriere in Erfurt gegen den Aufbau der kardiovaskulären und interventionellen Diagnostik und Therapie an der Zentralklinik Bad Berka. Zur Entscheidungsfindung MAE oder Bad Berka

machte ich folgendes Frage-Antwort-Spiel mit mir selbst: „Was wollte ich werden? Arzt.“ Das bin ich geworden. „Kann ich in Bad Berka als Arzt arbeiten? Das kann ich, denn dort ist mir garantiert, dass ich ungehindert meinen ärztlichen Aufgaben nachkommen kann.“

Als die Technische Hochschule in Ilmenau von der Aberkennung meiner Dozentur erfuhr, half sie mir sehr schnell, und 1975 wurde ich zum Professor berufen. Auch damals gab es schon Bürokratie.

Die Aufgabe

Es war ein staatlich vorgegebenes Ziel, die Zahl der Herzoperationen zu steigern. Denn im Vordergrund standen damals die meist durch ein rheumatisches Fieber erworbenen Herzklappenfehler, die in dieser Zeit noch nicht frühzeitig und effizient mit Medikamenten behandelt werden konnten. Daneben gab es aber auch zahlreiche angeborene Herzfehlbildungen. Die Kardiologie, die Herzchirurgie, die präoperative Diagnostik, die Anästhesie, die Pathophysiologie, Mikrobiologie usw. steckten noch in den Kinderschuhen. Es galt, alle diese Disziplinen kurzfristig zu entwickeln und routinemäßig einzusetzen. Der Ausbau der Herzchirurgie war nicht nur ein medizintechnisches, sondern auch ein politisches Problem für die DDR. Denn wer nicht rechtzeitig operiert werden konnte, stellte den Antrag auf eine Operation in der BRD oder gar einen Ausreiseantrag.

Der Druck auf uns, die Zeitnot und der Bedarf an geeigneten Mitarbeitern waren groß. In weiser Voraussicht hatte Prof. Tegtmeier eine zur Klinik gehörende eigene Medizinische Fachschule gegründet mit dem Ziel, die oft jahrelang in der Klinik verweilenden jungen Tuberkulosekranken nach ihrer Therapie wieder in das Leben mit einer

Berufsausbildung einzugliedern. Das kam uns sehr zugute. Denn es wurden Medizinisch-technische Assistenten für Röntgen, Labor und Funktionsdiagnostik von den klinik-eigenen Mitarbeitern in den Untersuchungsräumen der Klinik und mit dem dort verfügbaren technischen Material ausgebildet. Noch nie und nie wieder fand ich eine solch konzentrierte und effektive Ausbildung, die leider nach der Wende abgeschafft wurde.

Genau diese Berufe wurden für den Aufbau der Herzchirurgie dringend gebraucht. Außerdem kamen die an unserer Schule Ausgebildeten, die noch kurz davor Patienten waren, freudig zurück in „ihre Klinik“ als hoch motivierte, sehr zuverlässige, leistungsstarke und umsichtige Mitarbeiter. Ihr Leben hatte wieder eine Perspektive. Dafür waren sie dankbar und für die anstehenden Aufgaben sehr motiviert. Aufgrund ihrer durchgestandenen Erkrankung waren sie bestens mit den Regeln der Hygiene und Sterilität vertraut. Sie wurden schnell im Operationssaal, im Röntgen und in den Funktionsabteilungen zu unverzichtbaren Stützen, denn es lagen große Aufgaben vor uns. Alles musste neben den anderen Aufgaben der Klinik nun auf Herzdiagnostik und Herzchirurgie in sehr kurzer Zeit technisch, materiell und personell um- und aufgerüstet werden.

Die Deutschstunde

In der Zwischenzeit wurde in der Zentralklinik ein sehr moderner Herzkathetermessplatz aufgebaut, der zu bedienen war. Deshalb hospitierte ich Anfang 1974 für eine Woche in Lund/Schweden, um diese Technik zu beherrschen. Hier ist eine kleine Geschichte am Rande. Eine Schwedin, die Direktorin eines Gymnasiums und Deutschlehrerin war, lernte ich kurz vor meiner Reise nach Lund kennen. Sie war zu einer Tagung für Deutschlehrer

an der gegenüberliegenden „Pädagogischen Hochschule“ in Erfurt. Sie bot mir an, bei ihr zu wohnen, aber nur unter der Bedingung, dass ich nichts bezahle. Darüber freute ich mich natürlich. An einem Abend fragte sie mich, ob ich bereit wäre, eine deutsche Unterrichtsstunde in einer 12. Klasse zu übernehmen. Ich sagte zu, und am nächsten Tag wurde ich in der Klasse vorgestellt. Es entspann sich ein lebhafter Dialog zwischen den Schülern und mir auf Englisch. Die Schüler stellten Fragen zur DDR. Zum Beispiel welche Automarken gibt es, welche Freiheiten gibt es? Die letzte Frage kehrte ich in die folgende Frage um: „Welche Freiheiten haben wir nicht?“ „Wir haben keine pornographische Literatur, kein Rauschgift.“ Das kam gut an. „Aber keine langen Haare.“ Das fanden die Schüler nicht gut. Gegen Ende der Stunde kam die Frage: „Was finden Sie besser – die Einheit Deutschlands oder die Freundschaft zur Sowjetunion?“ In diesem Moment klingelte es zur Pause und ich wand mich aus dieser Situation heraus und sagte: „Ich bin noch nicht so lange aus der Schule und habe noch gut in Erinnerung, dass wir die Lehrer nicht mochten, die die Stunde überzogen.“ Man bedenke, es war die Zeit des „Kalten Krieges“, ich hatte schon allein mit der Zusage, die Deutschstunde zu halten, die für mich zulässige Grenze überschritten. Die Faszination, jungen Schweden zu begegnen, reizte mich aber sehr. Sicherlich wurden meine Wege überwacht.

Das Labor

Ziele der Diagnostik waren zunächst die radiologische Darstellung des Herzens und aller venösen und arteriellen Gefäße des gesamten Körpers. Dabei hatte die Diagnostik des Herzens bei angeborenen und erworbenen Herzfehlern Vorrangstellung. Immer wieder denke ich mit großer Dankbarkeit an meine Mitarbeiter zurück, meist aus

unserer klinikeigenen Fachschule kommend, hoch motiviert, diszipliniert, zuverlässig und fleißig. Mein leitender Röntgenassistent, Herr Vogt, und viele andere hatten eine solche Biografie.

Man kann sich vorstellen, dass es nicht leicht war, in kurzer Zeit ein Team zu qualifizieren, das vorher mit diesen Fragen sowohl medizinisch als auch technisch keine Berührung hatte. Zunehmend kamen neue minimalinvasive diagnostische und therapeutische Methoden hinzu. Es war auch nicht leicht, Lungenchirurgen oder Kardiochirurgen von diesen neuen Techniken zu überzeugen und ihnen damit die Initiative aus der Hand zu nehmen z. B. beim Verschluss von Lungenfisteln, Entfernung von Fremdkörpern, Ballondilatation von Arterien usw. Entscheidende Schritte mussten partnerschaftlich und auf Augenhöhe entwickelt werden.

In der DDR wurden bis dahin kaum passende Gefäßkatheter hergestellt, sodass wir auf Eigenproduktion aus gelieferter Meterware angewiesen waren. Wir bauten ein Katheterlabor auf. Ein schwerhöriger Röntgenassistent, Herr Anderson, der im 2. Weltkrieg mit dem Flugzeug abgestürzt war und dabei das Gehör verloren hatte, übernahm die Leitung der Katheterproduktion sehr initiativreich und fertigte alle unserem Untersuchungsziel und dem Patienten angepassten Katheter in einem dafür eingerichteten Labor.

„Heidelbeeren“

Wir arbeiteten eng mit den pädiatrischen Kliniken des weiten Umkreises zusammen. Die pränatale Diagnostik (vorgeburtliche Untersuchung des Kindes im Mutterleib z.B. mit Unterschall) existierte damals noch nicht, so dass angeborene Herzfehler beim Kind vor der Geburt sehr selten erkannt werden konnten. Erfahrungen mit präna-

talem Ultraschall am Herzen gab es noch gar nicht. Das heißt, die Kinder wurden mit einem schweren Herzfehler geboren, von dem weder die Eltern noch das medizinische Personal wussten. Das musste sehr schnell nach der Geburt erkannt und eine Entscheidung über das weitere Vorgehen getroffen werden.

Neugeborene mit schweren Herzfehlern wie der kompletten Transposition der großen Gefäße „Blue Babys“ mussten sehr schnell untersucht und behandelt werden, damit sie die ersten Tage überhaupt überleben konnten. Sie wurden uns zu jeder Tages- und Nachtzeit als sogenannte „Heidelbeere“ überwiesen.

Sobald dieser Ausdruck fiel, musste blitzschnell das passende Team bereitstehen, noch bevor das Kind in unserer Klinik eintraf. Das Team musste auf die schwierige und gefährvolle Untersuchung methodisch, aber auch psychisch vorbereitet werden. Um das Kind während der Untersuchung vor Unterkühlung zu schützen, wurde es in Stanniolfolie eingewickelt. Besseres hatten wir nicht. Diese Babys waren deswegen blau, weil die großen herznahen Gefäße am Abgang vertauscht waren und deshalb die Sauerstoffsättigung im Körper nicht ausreichend war. Durch die invasive Katheter-Prozedur mit Ballonkatheter, Atrioseptostomie, wurde die Verbindung zwischen den Vorhöfen des Herzens vergrößert und damit die Sauerstoffversorgung für Körper und Gehirn verbessert.

Die Kinder überlebten, wuchsen und konnten schließlich im Alter von etwa vier Jahren zu einer Totalkorrektur mit einer Herz-Lungen-Maschine nach Zürich überwiesen werden. Durchschnittlich wurden im Jahr etwa sieben Kinder in Zürich erfolgreich operiert. Die Schweizer Kollegen waren froh über unsere Resultate. Mit unseren selbst gefertigten Ballonkathetern konnten wir größere Verbin-

dungen zwischen den Vorhöfen schaffen. Die Kosten für die Operation und den Aufenthalt von Kind und begleitenden Eltern mussten die Eltern nicht tragen.

Ein Schulfreund gibt Gummi

Auf dem Weg zur Entwicklung der Ballonkatheter kam uns die Idee, Verbindung zum „VEB Gummiwerke Werner Lamberz Plastina“ in Erfurt herzustellen und mit dem Direktor unser medizin-technisches Problem zu besprechen. Das war für ihn außergewöhnlich, denn die Produktion des Betriebes beschränkte sich auf Kondome der Marke „Mondos“, aber er interessierte sich für unser Vorhaben und wollte uns helfen. Er schlug vor, seinen Entwicklungschemiker hinzuzuziehen. Als dieser den Raum betrat, dachte ich, ich sehe nicht richtig. Er war ein alter Schulfreund aus meiner Volksschulzeit. Ich konnte ihn mit seinem Spitznamen „Pappnabel“ begrüßen und ihn in unsere gemeinsame Vergangenheit zurückholen. Das machte die Lösung unseres schwierigen Problems zwar technisch nicht einfacher, aber fröhlicher.

Es gelang meinem Freund tatsächlich, Ballonkatheter zu fertigen. Kathetermaterial gab es in der DDR als Meterware. Die Schwierigkeit bestand aber darin, einen Ballon auf die Öffnung des Katheters zu kleben, der vom anderen Ende her von der Leistenbeuge oder Armbeuge her aufgefüllt werden konnte. Der Ballon musste auch die richtige Größe für den zu schaffenden Defekt in der Vorhofscheidewand haben. Er durfte keinesfalls beim Auffüllen zerreißen und natürlich durfte er sich nicht ablösen während des Herausziehens des Katheters nach der Untersuchung.

Nach vielen technischen Belastungstests meisterte mein Schulfreund das Problem und stellte uns noch eine kleine Reserve her. Leider ließen wir unsere Entwicklung

nicht patentieren und auch nicht industriell herstellen, so dass uns nur noch Fotos, Erinnerungen und einige Kathetere exemplare als Beweisstücke dienen. Die Bürokratie umgingen wir auch. Das hätte uns nur Zeit geraubt. Der Druck von Seiten der lebensbedrohten Neugeborenen und ihren aufgewühlten Eltern, die von der Fehlbildung ihres Kindes bis zur Geburt nichts wussten, war so groß, dass wir schnell handeln mussten. Die angstvollen, aber auch hoffnungsvollen Augen der Eltern brannten sich in mein Gedächtnis. Es gab damals keine Alternative für das Kind. Darüber habe ich auch mit den Eltern gesprochen. Für uns galt allein der Satz: „Aegroti salus suprema lex“. Noch heute spüre ich die große Angst auch in mir, die mich jedes Mal befiel, wenn wir vor dieser riskanten Untersuchung standen und ich bin so froh, dass immer alles komplikationslos ablief. Aber auch an die Glückseligkeit der Eltern und meiner Mitarbeiter erinnere ich mich. Unser Vorgehen wurde auch immer mit den Kinderkardiologen besprochen.

Bei dieser Gelegenheit erzählte mir mein Schulfreund von einer für ihn peinlichen Begebenheit. Eine Dienstreise führte ihn mit einem vollen Koffer seiner Gummi-Ware nach Prag. Dort wollte er die verschiedensten von ihm neu entwickelten „Verkaufsschlager“ anpreisen. Offenbar hatten die Zimmermädchen seinen Koffer durchstöbert und zeigten schmunzelnd auf ihn, als er im Hotel auftauchte. In ihren Augen war der eigentlich schüchterne „Pappnabel“ vielleicht ein begehrter „Sexprotz“.

Auf dem Weg, anstehende Probleme zu lösen, fallen einem oft auch Ideen ein, wie nächste Probleme zu beheben sind wie z. B. die Embolisierung (Verschluss) von gefäßreichen, bösartigen Tumoren und von A-V-Fisteln. Das sind Kurzschlüsse zwischen Arterien und Venen, die teilweise zu großen, sehr gefäßreichen Raumforderungen führen. Durch den höheren Druck in den Arterien kommt es im Laufe der

Zeit zu einem hohen Shunt mit Ausweitung der abführenden Venen. Es galt also für uns, dem Patienten eine eingreifende Operation an der Lunge oder anderen Organen zu ersparen und dafür auf minimalinvasivem Weg diesen gefäßreichen Prozess von der Gefäßversorgung abzukoppeln. Dazu musste die Verbindung zwischen Arterie und Vene mit Material verschlossen werden. Ein Katheter, z. B. aus der Leisten- oder Armbeugenarterie, wurde bis an den Shunt der betreffenden Arterie unter Röntgendurchleuchtung manövriert und durch ihn das entsprechende Embolisationsmaterial eingebracht. Das Material dazu war allerdings schwierig zu beschaffen, denn es war an unsere knappen Devisen gebunden. Deshalb bauten wir die Drahtspiralen nach und wechselten dann auf Dederon und auf absetzbare Ballons.

Prof. Grüntzig führte das Verfahren der Ballondilatation an den Koronararterien bei Stenosen ein und entwickelte mit der Industrie Ballonkatheter dafür.

Dieses Verfahren reizte uns sehr und wir hätten es sehr gern bei diesem Patienten durchgeführt, denn der Infarkt drohte unmittelbar. Er musste schnell operiert werden. Die Zeit für eine Ballondilatation war damals für uns noch nicht gekommen.

Die Operation – 1. PTCA

Aber bereits am 18.10.1979 waren wir in der Zentralklinik in der Lage, die 2. Koronardilatation in der DDR durchzuführen, die uns gut gelang. Mein Freund Prof. Werner Porstmann war eigens dafür aus der Charité gekommen, um uns moralisch zu unterstützen. Immerhin hatte er schon Erfahrung mit der 1. PTCA (Perkutane transluminale Coronar-Angioplastie, eine minimalinvasive Methode zur Erweiterung verengter Herzkranzgefäße).

Der Operationssaal war in Bereitschaft, aber wir brauchten ihn nicht. Dem Patienten ging es danach gut. Er lebte noch viele Jahre. Unser Team war glücklich und wir konnten das feiern. Beim Schneiden eines Würstchens zerbrach der Teller von Prof. Porstmann. Mit ausgelassener Freude signierten wir alle das Tellerfragment. Es ist noch heute in der Ausstellungsvitrine in der Zentralklinik zu sehen.

Solche positiven Erlebnisse am Patienten beflügelten uns sehr. Nach jeder komplizierten Untersuchung setzten wir uns noch einmal zusammen, freuten uns oder waren nicht zufrieden und übten „Manöverkritik“. Dabei wurde vorbehaltlos und ehrlich über Fehler und Verbesserungsmöglichkeiten diskutiert. Wir konnten uns bedingungslos aufeinander verlassen.

In diesem Zusammenhang denke ich zuerst an meinen 1. Oberarzt Dr. Strauß, später Chefarzt, aber natürlich an meine vielen anderen Mitarbeiter, an die Herzchirurgen Prof. Knoth, Dr. Gos, Prof. Ursinus, die Intensivmediziner Dr. Kessler, Albert Krämer, an Brigitte Krämer, verantwortlich für das Gerinnungslabor, und so viele andere, die die Einführung komplizierter Verfahren in Diagnostik und Therapie erst möglich machten. Unsere Klinik war ein gut funktionierendes Zahnrad.

Wie freute ich mich, dass Prof. Knoth sein Rentnerleben nutzt, um über historische Ereignisse zu berichten und zu schreiben. So organisierte er in Weimar eine Tagung „50 Jahre Herzchirurgie in der Zentralklinik“ und erinnerte an unsere 1. PTCA. Mit den engsten Mitarbeitern von damals feierten wir dieses Jubiläum bei uns mit Torte und einer Gedenktafel.

Das Nachthemd

Es gibt viele Geschichten zu erzählen, die noch nach Jahrzehnten präsent sind. Eine junge Frau wollte ihren Mann überraschen. Als er auf Dienstreise war, ließ sie sich ihre „Fettschürze“ am Bauch operieren. Als Komplikation entwickelte sich eine Lungenembolie, die mit einer Lysebehandlung beherrscht werden sollte. Aber es kam zu einer Blutung. Die Lysebehandlung wurde abgebrochen und es kam jetzt zu einer tiefen Beinvenenthrombose mit der Gefahr einer neuerlichen Lungenembolie. Als sie in unserer Klinik ankam, bestand ein lebensbedrohliches Krankheitsbild. Wir entschlossen uns zur Implantation eines sogenannten Cava-Filters in die untere Hohlvene, um die nächste Lungenembolie durch aufsteigende Thromben aus den Beinvenen zu verhindern. Diese Maßnahmen waren erfolgreich und die Patientin überlebte. Vor der Entlassung aus unserer Klinik bestellten wir sie zur Nachuntersuchung. Sie hatte den Wunsch, dass alle ihre Helfer ihr Signum auf ihrem Nachthemd verewigen sollten. Das taten wir mit großer Freude. Dieses Nachthemd hatte sie noch nach 25 Jahren.

Die Dunkelkammergeschichte

Eines Tages kam eine aufgeregte Röntgenassistentin zu mir und behauptete, dass in ihrer Geldbörse wieder 20 Mark fehlten. An einem Diebstahl hatte sie keine Zweifel mehr. Schnell fiel der Verdacht auf unsere Reinemachefrau Anke. Sie hätte des Geldes am ehesten bedurft. Dieser Verdacht widerstrebte mir zutiefst und ich nahm Kontakt mit der Personalabteilung auf und schließlich mit der Kriminalpolizei.

Wir schmiedeten gemeinsam einen Plan, und zwar folgendermaßen: Ein mit Fluorescein markierter 20-Mark-Schein wurde als „Lockvogel“ von der Personalabteilung in

die Geldbörse dieser Assistentin gegeben. Die Personalabteilung verwahrte die Geldbörse nachts. Vor Dienstbeginn holte ich sie dort ab, legte sie im Umkleideraum ab und nach Dienstschluss brachte ich sie wieder zurück. Das ging einige Tage so und es geschah nichts. Fast hätten wir aufgegeben, aber der Verdacht ließ mir keine Ruhe. Aber eines Tages ging der Plan auf. Im Geldbeutel fehlte wieder ein 20-Mark-Schein.

Ich rief sofort „Alarm“ aus. Das hieß: Alle Mitarbeiter, auch diejenigen, die schon zu Hause waren, mussten unter einem Vorwand zurück in die Klinik kommen, und alle kamen. Mit der Chefin der Personalabteilung riefen wir der Reihe nach die Mitarbeiter in die Dunkelkammer, in der eine UV-Lampe eingeschaltet war. Fast waren wir am Ende unseres Experiments und niemand hatte Leuchtspuren. Doch plötzlich fluoreszierte eine Mitarbeiterin von oben bis unten. Sie hatte offenbar im Laufe des Nachmittags nach dem Entwenden des Geldscheins mit den Fingern ihre Kleidung berührt. Verdattert gab sie ihre Verfehlung sofort zu. Es war nicht unsere Reinemachefrau Anke. Bis zu ihrem Lebensende rief mich Anke immer wieder zu meinem Geburtstag an und brachte mir diesen Vorgang dankbar in Erinnerung. Solche Situationen feierten wir spontan mit allen.

Die Korken

Im weiten Umkreis waren wir die einzige Einrichtung, die die Cava- Filter-Implantation beherrschte und sie in sehr bedrohlichen Situationen einer drohenden oder schon bestehenden Lungenembolie bei tiefer Beinvenenthrombose einsetzte. Wir, eine Krankenschwester, Dr. Knoth, Dr. Strauß oder ich selbst, fuhren z. B. auch nachts nach Jena, Suhl, Plauen, Heiligenstadt oder andere Orte, mit dem

eigenen Auto, ohne Vergütung und ohne Zeitausgleich. Wir entwickelten sogar neue Formen des Cava-Siebs.

Wir waren jedes Mal froh und glücklich, wenn solche gefahrvollen Eingriffe gut überstanden waren und es dem Patienten gut ging. Solche Situationen feierten wir spontan mit allen, die dabei waren. Am häufigsten tranken wir dabei ein Gläschen Sekt. Der Korken musste vor dem Öffnen auf seiner Oberseite mit Senf oder Marmelade, also auf jeden Fall farbig und klebrig, bestrichen werden. Die Flasche wurde dann kräftig geschüttelt, sodass der Stöpsel unweigerlich die Zimmerdecke erreichte und einen farbigen Stempelabdruck an der Decke hinterließ.

Die Decke des Pausenraums war mit der Zeit mit diversen Stempeln versehen, über deren Grund die Mitarbeiter genau Bescheid wussten und die sie immer an sehr heikle Untersuchungen erinnerten. Die Maler waren bestellt, schauten verwundert an die Decke und meinten: „Das wird ja Zeit.“ Die Mitarbeiter erklärten: „Alles können Sie malern, nur nicht die Decke.“ Die Erklärung dafür war den Malern plausibel. Nach mehreren Jahren besuchte ich sie und freute mich, dass es die gestempelte Decke noch gab. Heute wäre dieses Gläschen Sekt ein Grund für eine Abmahnung durch die Klinikleitung, aber für uns war es Erinnerung an einen gemeinsam erarbeiteten Erfolg.

Die Hose

Die Einführung neuer Verfahren, die Arbeit in verschiedenen Gremien und die Teilnahme an Kongressen zog natürlich viele Dienstfahrten nach sich. Von der Klinik wurde uns ein Fahrer mit Auto zur Verfügung gestellt.

Oft wurde ich um 4 Uhr morgens für eine Fahrt nach Berlin von zu Hause abgeholt. Abends gegen 21 Uhr oder noch später kehrten wir wieder nach Bad Berka zurück. Dabei

passierte mir einmal ein Missgeschick. Prinzipiell nahm ich morgens meinen Anzug auf den Arm und fuhr mit bequemer Kleidung, auch deshalb, weil der Anzug auf der langen Fahrt zerknitterte. Diesen Anblick wollte ich nicht bieten. Früh am Morgen war es dunkel. Irgendwo auf dem Weg zum Auto verlor ich im Garten meine Anzughose. Das fiel mir aber erst auf, als ich mich vor dem Termin auf einem Parkplatz nahe Berlin umziehen wollte. Mit den Jeans, die ich trug, konnte ich keinesfalls beim Gesundheitsminister erscheinen. Mein Fahrer hatte eine ähnliche Statur und bot mir seine Hose an. Wir tauschten die Hosen im Auto. Dabei wackelte das Auto beträchtlich und zog Neugierige an, die uns verdutzt beobachteten und unser Handeln wahrscheinlich auch missdeuteten. So ein Verdacht war in der damaligen Zeit sehr riskant. Noch lange belustigte uns diese Geschichte. Während meiner Abwesenheit besorgte der Fahrer dann immer die Dinge, die es bei uns in der Provinz nicht gab, für sich, seine Freunde und für mich. Er arbeitete alle Bestellscheine ab.

Arbeiten

Früher lebten und arbeiteten wir in Bad Berka am gleichen Ort, viele von uns ein Leben lang. Das entsprach einer „Ghetto-Situation“. Fehler sprachen sich schnell herum. Auch das spornte uns an, in hoher Qualität und sehr innovativ zu arbeiten. Es herrschte eine ansteckende schöpferische Atmosphäre in der Klinik. Die Mitarbeiter identifizierten sich mit „ihrer Klinik“ und waren stolz auf sie. Sicherlich verklärt sich dieser Eindruck auch bei mir. Komplizierte diagnostische und therapeutische Verfahren wurden entwickelt und sehr verantwortungsbewusst am Patienten, mit viel Mut und oft unter großen Schwierigkeiten eingesetzt. An den Erfolgen wurden alle Mitarbeiter

beteiligt. Viele Male mussten wir unsere physischen und psychischen Grenzen überschreiten, aber der Dank unserer Patienten und die Freude an unserer Arbeit halfen uns immer wieder. Nicht für alles, was und wie wir es taten, hätten TÜV und Bürokratie heute ein Verständnis. Aber unter den damaligen Gegebenheiten und Umständen war es die einzige Lösung, dem Patienten zu helfen und die Methoden dauerhaft weiterzuentwickeln. Die Akteure dieser vergangenen Zeit mit den vielen engagierten Mitarbeitern bildeten aus meiner Sicht die Basis für eine erfolgreiche Fortsetzung der Arbeit nach der Wende. Nach der Wende haben sie sich meist bescheiden und enttäuscht zurückgehalten.

Die Wende

Kurz nach der Wende liefen Verhandlungen der Zentralklinik Bad Berka mit vielen Interessenten. Die Klinik konnte sich sehen lassen. Alles funktionierte. Sie hatte weit über die Landesgrenzen hinaus einen guten Ruf, durch ihre medizinischen Leistungen und auch durch die Atmosphäre, die in dieser Klinik herrschte. Das spürten auch die Patienten. Allerdings fehlte modernste Technik in allen Abteilungen. Die Klinik wurde an das Rhön-Klinikum veräußert. Alle Mitarbeiter (circa 1.000) erhielten 1990 wenige Tage vor Weihnachten ihre Kündigung. Ein großes menschliches Chaos entstand. Auf Anraten eines Anwalts aus Hamburg sollten alle Beschäftigten trotzdem zum Dienst erscheinen. Das geschah auch so. Die Mitarbeiter mussten sich neu bewerben und wurden schließlich mit neuen Arbeitsverträgen meist übernommen.

Der Neuanfang

Ich war damals 56 Jahre alt und muss gestehen, dass es mich sehr verletzte, mich wieder neu zu bewerben. Mein neuer Vertrag lief bis zu meinem Eintritt in das Rentenalter. Andererseits war ich auch sehr froh, dass unsere Klinik vom Rhön Klinikum sehr schnell in allen Bereichen saniert wurde. Der Neuaufbau ging auch einher mit dem Abriss der beiden langen Seitenflügel des Gebäudes und dem Neubau eines Operationstraktes mit vielen Operationssälen, angrenzenden Überwachungsbereichen und einem Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach. Es kamen neben den bereits bestehenden Disziplinen neue Kliniken hinzu. Es war eine spannende und anregende Zeit. Der Gerätepark wuchs und täglich gab es Neuigkeiten. Mein Rat für die Neuausrichtung der Herzchirurgie und insbesondere der präoperativen Diagnostik für Thüringen war gefragt, und ich war an der Konzepterarbeitung beteiligt. Letztlich dominierte bei der Geschäftsführung und mir der Gedanke, in der Thüringen-Klinik Saalfeld einen Herzkathetermessplatz aufzubauen, um die Überweisungsfrequenz nach Bad Berka zu erhöhen, was letztlich auch geschah.

AUFENTHALTE IN NORDKOREA

In den Jahren 1982 und 1984 wurde ich für jeweils drei und vier Monate für eine Vorlesungsreihe und für die praktische Anleitung von Ärzten auf dem Gebiet der nichtinvasiven und invasiven kardiovaskulären Röntgendiagnostik und -therapie vom Minister für Hoch- und Fachschulwesen der DDR nach Pjöngjang in die Universitätsklinik delegiert. Kurz davor wurde dort die 1. Angiografieanlage des Landes installiert.

Aufbauhilfe

In der Klinik bestanden bislang keinerlei Erfahrungen, weder mit der Technik noch mit den Untersuchungsmöglichkeiten am Patienten. Ärzte und medizintechnisches Personal mussten von Grund auf ausgebildet werden. Die Prozedur der minimalinvasiven Diagnostik und Therapie wurde von den Nordkoreanern sehr bewundert und als Röntgen-Chirurgie eingeordnet. Das war für sie westliche Medizin.

Alles in allem bestand der Sinn meiner Einsätze in Nordkorea darin, diese moderne westliche Medizin in Diagnostik und Therapie einzuführen und die Ärzte und das medizinische Personal auszubilden. Bis dahin wurden die Patienten mit traditioneller chinesischer Medizin

vornehmlich mit Akupunktur, Massagen und Kräutern behandelt. Jedes Dorf und jedes Krankenhaus hatten einen gepflegten Kräutergarten, der als Referenz- und Lehrgarten für Heilpflanzen angelegt war, aus dem die entsprechenden Mixturen hergestellt wurden.

Die Umgangssprache war meistens Russisch. Meine Aufenthalte waren sehr anspruchsvoll und arbeitsintensiv. Während meines ersten Aufenthaltes hielt ich 216 Vorlesungsstunden, und 107 Stunden waren für Praktika und Seminare vorgesehen, neben einem umfangreichen medizinischen Untersuchungsprogramm.

Die Veteranin

Mir wurden 19 Patienten mit komplizierten und lebensbedrohlichen Krankheitsbildern zugewiesen. Dazu gehörte eine 80-jährige Patientin mit einem hoch septischen Krankheitsbild durch eine infizierte Schrittmacherelektrode, die sie in einem „sozialistischen Bruderland“ erhalten hatte. Sie gehörte aufgrund ihres Einsatzes im nordkoreanischen Befreiungskampf zu den VIPs Nordkoreas. Während der gesamten Untersuchung bestand eine ununterbrochene telefonische Verbindung zum nordkoreanischen Gesundheitsministerium. Das machte die Arbeit wahrlich nicht einfacher.

Eine kurze interdisziplinäre Beratung mit Chirurgen, Internisten und Anästhesisten ergab: Medikamentöse Therapie und Operation mit Anästhesie waren der Patientin nicht mehr zumutbar und wurden von den anwesenden Direktoren der Kliniken für Chirurgie, Innere Medizin und Anästhesie deswegen abgelehnt. Ich entschloss mich daher zu einer Entfernung der infizierten Schrittmachersonde, die in der Wand des rechten Vorhofs im Herzen eingewachsen war. Entsprechendes Kathetermaterial gab es nicht. Auf der Suche danach fand ich einen Ureteren-Schlingen-Ka-

theter, der eigentlich für das Entfernen von Steinen aus dem Harnleiter und den Nieren vorgesehen ist. Das war die einzige verfügbare Möglichkeit, die in Betracht kam. Über die Oberarmvene in der Armbeuge wurde dieser Ureteren-Schlingen-Katheter bis in den rechten Herzvorhof vorgeschoben, ein absolut riskantes Manöver, das außerdem noch von Stromausfällen begleitet wurde, Improvisationen am Angiografiegerät und der Suche nach dem passenden zusätzlichen Material. Das Vorgehen war für alle neu, auch für mich. Glücklicherweise konnten wir der Patientin helfen, und wir waren alle so froh und erleichtert, als wir es geschafft hatten und sie lebend den Untersuchungsraum verlassen konnte.

Erlebnisse in Nordkorea

Kurz vor meiner Heimkehr wurde mir ein junger Mann mit einem großen Oberschenkelsarkom zur diagnostischen und therapeutischen Entscheidungsfindung zugewiesen. Die Prognose war infaust. Eine Beinamputation wäre noch eine Lösung gewesen. Das lehnten die koreanischen Ärzte kategorisch ab mit der Begründung: Ein „Krüppel“ würde von der koreanischen Familie und Gesellschaft nicht toleriert.

Ich nahm auch an den nächtlichen Bereitschaftsdiensten der Universitätsklinik teil. Es waren meist angeborene und erworbene Herzkrankheiten, die dann zum Teil zu uns zur Diagnostik kamen.

Von den nordkoreanischen Kollegen wurde ich mit großem Respekt behandelt. Über die dienstlichen Kontakte hinaus konnte ich auch noch private Probleme lösen. Ich wurde z. B. gebeten, aus einem Intershop drei Flaschen Wodka für einen Kollegen zu besorgen. Dessen Frau war vor Jahren bei der Entbindung gestorben. Der Friedhof, auf dem sie lag, sollte wegen eines Neubaus aufgegeben

werden. Der Wodka war für die Totengräber bestimmt, die sie umbetten sollten.

Ich traf einen koreanischen Kollegen dort wieder, der bei uns in der Zentralklinik hospitiert hatte und fragte ihn, was ihm am meisten bei uns imponiert hatte. Ich erwartete natürlich, dass er sich an eine spektakuläre Operation erinnerte. Er sagte: „Die Riesenbratwurst auf der Stiefelburg.“ So einfach ist das Leben manchmal gestrickt.

Ich wohnte im „Hotel Tädonggang“. Es war Winter mit -30 Grad. Eines Tages tauchte in meinem Hotelzimmer eine schwarze Ratte auf. Der Hoteldirektor erklärte mir, dass die Ratten bei diesen Temperaturen die warmen Heizungsrohre suchen und manchmal die Hotelzimmer erreichen. Die einzige Möglichkeit wäre, eine schwarze Katze in meinem Zimmer zu etablieren. Von da an lebte ich mit einer schwarzen Katze, und die Ratte blieb tatsächlich verschwunden.

Die Flasche

Zu meinem Abschied bekam ich von einem Kollegen eine Flasche Schnaps mit einer ca. 15 cm langen Schlange geschenkt. In meinem Dienstzimmer in Bad Berka deponierte ich sie im Kühlschrank und immer, wenn ich interessante Gäste hatte, schenkte ich ihnen einen kleinen Schnaps hinter der Gardine ein, als Gruß aus Nordkorea. Erst als der Schnaps ausgetrunken war, präsentierte ich die Flasche und löste bei manchen meiner Gäste Entsetzen und Schauer aus. Noch heute bekomme ich diese Begebenheit mit Begeisterung erzählt. Ich gestehe, so groß war die Flasche nicht, dass ich so viele Besucher damit fröhlich hätte machen können. Daher half ich ein bisschen mit Nordhäuser Doppelkorn nach. Aber als die Schlange die ersten Zerfallserscheinungen zeigte, musste ich diese Freude beenden.

Thüringer Spezialität

1985 erhielt ich einen Anruf vom Gesundheitsministerium der DDR. Mir wurde mitgeteilt, dass der nordkoreanische Gesundheitsminister zu Besuch im Land weilt und er die Bitte geäußert hatte, mich in Bad Berka privat zu besuchen. Diesem außergewöhnlichen Ansinnen kam ich nach und nahm ihn an der Autobahn in Empfang. Seine Antwort auf meine Anfrage nach seinem Essenswunsch war: Eisbein mit Sauerkraut. Das hatte ich ihm in Nordkorea als Thüringer Spezialität offenbar schmackhaft gemacht. Er und sein Begleiter bekamen das bei uns zu Hause.

THÜRINGENKLINIK SAALFELD

Die Testperson

Der Aufbau des kardiovaskulären/interventionellen Arbeitsplatzes in der „Thüringen-Klinik Saalfeld“ wurde 1994 Realität. Damals war ich 61 Jahre alt. Ein bisschen skeptisch war ich schon wegen meines Alters und stellte mich als Testperson für das neue MRT in der Zentralklinik zur Verfügung. Das Kopf-MRT fiel zu meiner Zufriedenheit aus und ich konnte es wagen.

Die Umschulung

Mit großem Elan ging ich ans Werk und suchte geeignete Mitarbeiter aus der Klinik, die allerdings keinerlei medizinische und gerätetechnische Erfahrung haben konnten, weil wir sie erst aufbauen mussten. Ich war der Meinung, dass ein Mitarbeiter auch effektiv in der Herz-Kreislauf-Überwachung angeleitet werden konnte, der vorher bei der Nationalen Volksarmee den Luftraum der DDR überwachte. Ich sollte mich dabei in Herrn Peukert nicht geirrt haben. Schnell nahmen wir den Arbeitsplatz in Betrieb und täglich gab es für die Mitarbeiter neue Untersuchungsmethoden. Es erstaunt mich heute noch, wie schnell und sicher die

Anlage für Patienten wirksam werden konnte und welch fröhliche Atmosphäre wir in unserer Abteilung hatten.

Wir arbeiteten intensiv und es gab auch viele schöne Erlebnisse mit den Patienten, den Mitarbeitern und Kollegen, so wie das folgende Erlebnis.

Der Welpen und der Cognac

Eines Tages erschien in meiner Arztpraxis in der Thüringen-Klinik Saalfeld Dr. Stutz, ein Kollege aus Naila/Oberfranken, und bat mich um Ratschläge zu seinem besonderen Vorhaben. Er wollte sich einen Hund zulegen, und das sollte unbedingt ein kaukasischer Hirtenhund sein, ein „Owtscharka“. Es gab nur wenige Züchter und vornehmlich in Russland, die Welpen dieser Rasse anboten. Eine Stelle davon war in St. Petersburg. Aus früheren Gesprächen mit mir wusste er von meinen Aufenthalten in Russland und meinen Verbindungen zu russischen Ärzten.

Der Kollege rief schließlich die Chefin der Welpenzucht in Petersburg an und konnte sich schon bald auf die Reise nach St. Petersburg machen. Dort kam er mühsam mit ihr ins Gespräch und sie fand heraus, dass er Arzt war. Seine Spezialität war die Krampfaderchirurgie. Sofort präsentierte sie ihm ihre beträchtlichen Krampfadern an beiden Beinen und bat ihn, dass er sie operieren solle. Danach bekäme er auch den ersehnten Welpen. Mein Kollege war einverstanden, stellte aber die Bedingung, die Operation in einer Klinik durchzuführen. Das organisierte die Züchterin und die Operation verlief planmäßig.

Der Klinikchef, der Deutsch verstand und auch sprach, interessierte sich natürlich sehr für diese spezielle Angelegenheit und freute sich außerdem, wieder mit einem deutschen Kollegen ins Gespräch zu kommen. Dabei stellte sich heraus, dass er selbst viele Jahre bis zur Wende als

Chefchirurg in Bad Berka im russischen Militärhospital gearbeitet hatte. Er fragte ihn, ob er Prof. Eger kennen würde. Es war Andrew, der uns mit seiner Frau und Tochter oft besucht hatte. Die Freude und Überraschung der beiden Ärzte und der Züchterin waren groß. Unser Kollege bekam seinen Welpen und außerdem von Andrew ein Geschenk für mich, eine Flasche armenischen Cognacs.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr besuchte er mich erneut mit einem Freund aus Naila in meiner Praxis und erzählte mir glücklich und sehr zufrieden diese Geschichte und übergab mir die Flasche. Ich holte drei Gläser, schraubte die Flasche auf und warf den Verschluss in den Papierkorb. Das wunderte die beiden sehr. Auf die Frage, warum ich den Verschluss wegwerfe, erklärte ich, dass russische Flaschen keinen Stöpsel brauchen, weil sie ausgetrunken werden. Das taten wir tatsächlich auch in unserer Freude und ich frage mich heute noch, wie die Kollegen unbeschadet nach Hause kamen. Allerdings bemerkte ich auch, dass der Fahrer sich nach dem ersten Glas deutlich zurückhielt.

Anruf aus der Heimat

Mein letzter Arbeitstag war ein Freitag. Nach der Übergabe eines neuen Herzkatheter-Messplatzes in der Thüringen-Klinik Saalfeld an meine Nachfolger fuhr ich nach Hause. Ab Montag wäre ich mit 68 Jahren in den Ruhestand gegangen. Da erreichte mich noch im Auto ein Telefonanruf von Herrn Wieder, dem Geschäftsführer der „Kliniken Erlabrunn“ im Erzgebirge. Er war in großer Not, weil der Chef der Radiologie wegen Erkrankung plötzlich ausgefallen war. Er bat mich, kurzfristig und kurzzeitig für zwei Wochen die Vertretung zu übernehmen.

Am darauffolgenden Montag begann ich dort meinen Einsatz. Fast zwei Jahre arbeitete ich dort. Da die Umge-

bung der Klinik meine alte Heimat war, fühlte ich mich sehr wohl, auch, weil wir vorzugsweise auf Erzgebirgisch sprachen. In Erlabrunn konnte ich erleben, wie vertrauensbildend im Umgang mit Patienten die heimische Mundart sein kann. Diese Zeit gehört zu meinen schönsten ärztlichen Erlebnissen.

BERUFSWEG IN BILDERN

Hochschule für Elektrotechnik
 — Personalabteilung —
Ilmenau

Ilmenau, den **30.9. 19 58**

An die
 Gehaltsbuchhaltung
 im Hause **B**

Dem unten genannten Beschäftigten sind vom **1.10.19 58**, auf Grund des Beschlusses der Betriebsleitung Gehalts/Lohnbezüge nach Gehalts/Lohn-Tabelle des

Stellenplan-Nr.248, Konto 5001, Kapitel 600
 zu zahlen:

Familien- und Vorname	Eger, Heinz		
Wohnort, Straße	Erfurt, Blumenstr. 15 Ilmenau, Albet-Pulvers-Str.1		
Geburtstag und Ort	31.12.1932 in Johann-Georgenstadt		
Familienstand (ledig, verh., verw., gesch.)	verh. 1.K.Lutz geb.3.8.1955		
Dienststellung	wissenschaftlicher Assistent/g		
Dienststelle	Institut für elektromedizinische und radiologische Technik		
Vergütungs/Lohn-Gruppe	Ortsklasse		
Monatsvergütung: a) Grundgehalt	675,-	DM (i. W.)	siebenhundert-
+ Ausgleich z. d. II	105,-	DM (i. W.)	achzig
b) Leistungs-Zulage	780,-	DM (i. W.)	
Stundenlohn	DM (i. W.) je Std.		
Verrechnung: Haushaltsplan 19 58	Sachkonto		


 Sachlich richtig und festgestellt
Placht
 (Placht)
 komm. Kaderleiter

2. In Abschrift an **Koll. Eger**
z. d. Akten
 zur Kenntnis und Weitergabe

VLV Erfurt AG 308 57 DDR Vb 3028 v2/4

32 – Erste Lohnbescheinigung und Arbeitsvertrag mit der TH Ilmenau

DER REKTOR
DER HOCHSCHULE FÜR ELEKTROTECHNIK

ILMENAU, 9.2.1957
Straße der Jungen Techniker 21

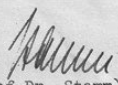
Herrn
Heinz Eger

Erfurt
Blumenstrasse 15

Sehr geehrter Herr Eger !

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 3.2.1957 teile ich Ihnen mit, dass die Kerntechnik bei uns als Nebenfach zu den technischen Fächern vorgesehen ist. Eine Hauptausbildung in der Kerntechnik findet nicht statt. Für Sie als Mediziner käme doch wahrscheinlich ein Arbeiten auf radiochemischem oder dem Gebiet der therapeutischen Bestrahlung in Frage. Hierzu sind unter Umständen Möglichkeiten vorhanden. Ich habe Ihr Schreiben an den Direktor des Institutes für elektromedizinische und radiologische Technik weitergeleitet und Sie werden von dort Näheres erfahren.

Mit vorzüglicher Hochachtung


(Prof. Dr. Stamm)

Ø Herrn Prof. Dr. Blüthgen,
Inst. f. elektromed. u. radiolog. Techn.

Fernruf: Nr. 3070/79

Drahtwort: Hochschule Ilmenau

W2/4 9 2457

33 - Schreiben vom Rektor der HS für Elektrotechnik Ilmenau



34 – Prof. Blüthgen, Direktor im „Institut für elektromedizinische und radiologische Technik“



35 – Technische Hochschule Ilmenau – Tierexperimente (1958)

DER REKTOR
DER HOCHSCHULE FÜR ELEKTROTECHNIK

ILMENAU, 19.1.1959
Stunde des Jungen Techniker 21

Herrn
Dr.med. Heinz Eger
Institut für elektromedizinische
und radiologische Technik
im Hause

über den Herrn Dekan der Fakultät für Schwachstromtechnik.
gs. Blüthgen 21.1.59

Sehr geehrter Herr Dr. Eger !

Auf Antrag der Fakultät für Schwachstromtechnik erteile ich Ihnen
hierdurch einen

Lehrauftrag

für das Frühjahrssemester des Studienjahres 1959/60 über 1 Wochen-
stunde Vorlesung in dem Fach

"Grundlagen der Elektrophysiologie und Strahlenbiologie"

an der Hochschule für Elektrotechnik Ilmenau.

Die Abgrenzung der Vorlesung bitte ich mit dem Direktor des Insti-
tutes für elektromedizinische und radiologische Technik, Herrn
Prof.Dr. Blüthgen, durchzuführen.

Stamm
(Prof.Dr. Stamm)

Famruf: Nr. 2076/79 Dahnrodt: Hochschule Ilmenau

24 5142

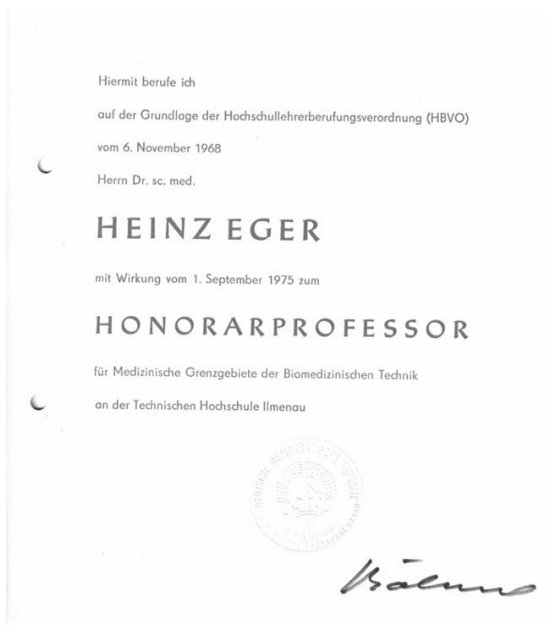
36 – Erster Lehr-
auftrag (anfangs
1 h Vorlesung
pro Woche,
später 4-5 h)



37 –
TU Ilmenau
Vorlesungen von
1959-2003



38 – Ein „Oscar“
von meinen
Studenten



39 – Ernennungs-
urkunde zum
Honorarprofessor



40 – Verabschiedung von der TU Ilmenau durch Institutsdirektor Prof. Henning 2003



41 – Überreichung der Ehrenmedaille der TU Ilmenau durch den Rektor Prof. Scharff



42 – Mein erster klinischer Lehrer Prof. Schumann (mit Frau) an der Medizinischen Akademie Erfurt



43 – Medizinische Akademie Erfurt (1960-1974)



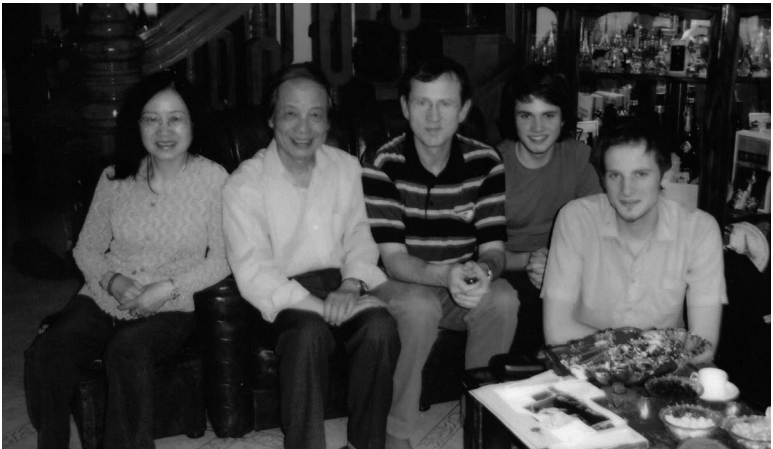
44 – Medizinische Akademie Erfurt



45 – Doktorand Don aus Vietnam, später Klinikchef und Professor in Hanoi



46 – Gelungene Untersuchung von Don („Glaube mir, echte Freude ist eine ernste Sache.“ Seneca)



47 – Mein Sohn Lutz besuchte Prof. Don in Hanoi

Zusammenfassende persönliche Einschätzung:

Herrn Egers Persönlichkeit ist gekennzeichnet von ernsthaftem Bemühen, uneingeschränkter Einsatzbereitschaft, positivem Interesse am gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt, stets reger und unbestechlicher Kritikfähigkeit, Ehrlichkeit und Fleiss. So scheute er bisher niemals davor zurück, in seinem Zuständigkeitsbereich Entscheidungen zu treffen und Massnahmen durchzuführen auch dann, wenn er sich bewusst sein musste, dass diese ihm persönlich nicht nur keinen Nutzen sondern sogar Ärger bringen mussten. Seine Beurteilung durch das Kollektiv kommt u.a. darin zum Ausdruck, dass er insgesamt viermal durch Verleihung der Medaille für ausgezeichnete Leistungen sowie durch Verleihung der Verdienstmedaille der Pionierorganisation Ernst Thälmann (in Silber) geehrt wurde. Als meinen Schüler und engen Mitarbeiter schätze ich Herrn Eger bezüglich seiner charakterlichen, gesellschaftlichen und fachlichen Qualitäten hoch und bin überzeugt, dass er gewillt und in der Lage ist, die Hochschuldozentur des Fachgebietes Radiologie im Sinne der Staatsführung der Deutschen Demokratischen Republik auszuüben.

(Prof. Dr. med. E. Schumann)

48 - Beurteilung von Prof. Schumann für meine Dozentur



49 - Ernennung zum Dozenten durch den Rektor Prof. Sundermann



50 - Diese Zeitschrift, die bei meinem Friseur auslag, zeigte mir die Adresse für meine Hospitation am Allunions-Forschungsinstitut für „Klinische und experimentelle Chirurgie“ in Moskau.



51 - Röntgenuntersuchung einer Hirschkuh in der Bezirkstierklinik



52 – Zentralklinik Bad Berka („meine“ Klinik von 1974-1993)



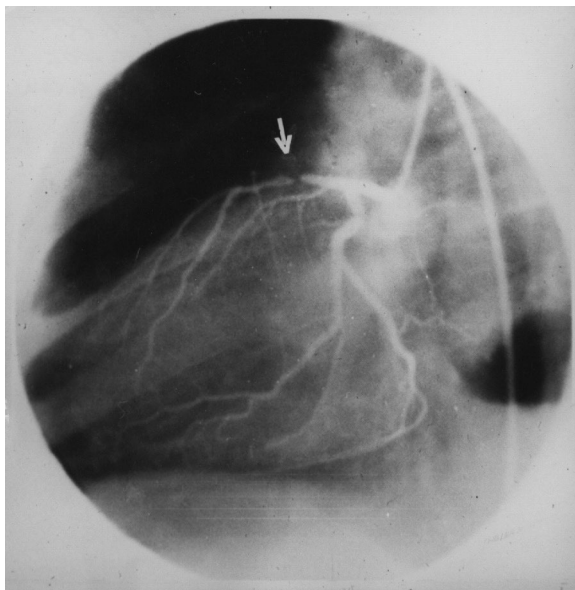
53 – Arbeitszimmer in der Zentralklinik 1982



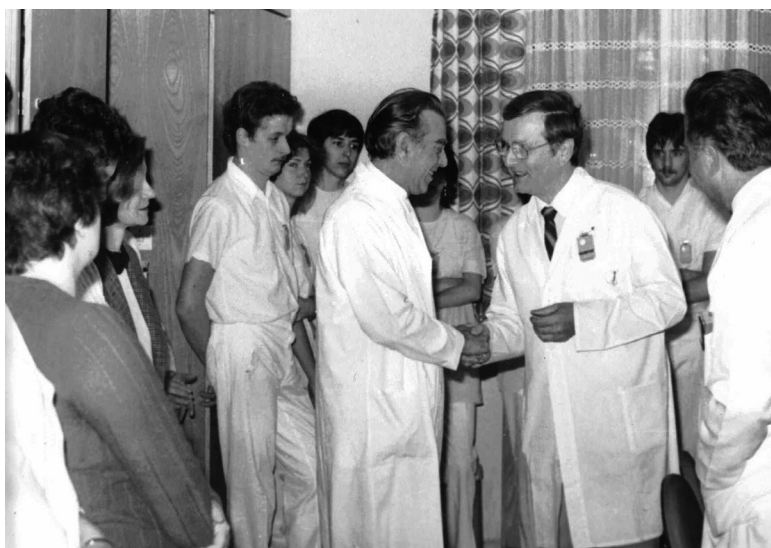
54 - Wöchentliches „Herzteam“ in der Zentralklinik



55 - Kollektiv der Angiografieabteilung mit drei syrischen Kollegen



56 – Erste Koronarangiografie (KOG) in Bad Berka am 8.4.1975



57 – Herr Anderson, unser Katheterspezialist, hat Geburtstag



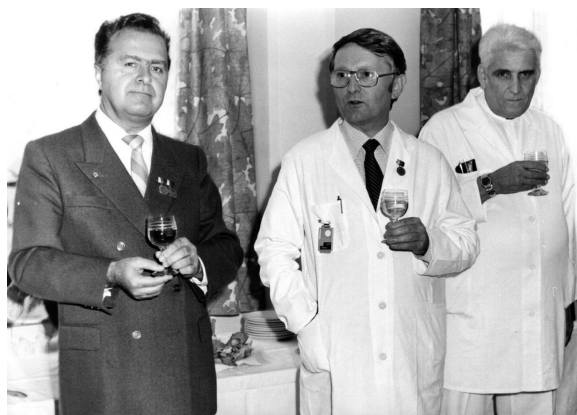
58 –
Der zerbrochene
Teller als Erinne-
rungsstück mit
den Unterschrif-
ten der Akteure



59 – Prof. Porstmann, Assistentin, Frau Klock, Schwester Elisabeth nach
der 1. PTCA am 18.10.1979.



60 - Radiologenkongress 1982



61 - Feier zur Nationalpreisverleihung 1984:
mit Prof. Ursinus und Dr. Grünes



62 – Thüringer Wurstpaket für meinen väterlichen Freund und Lehrer Prof. Porstmann

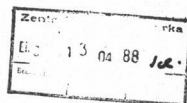
MINISTERRAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
MINISTERIUM FÜR GESUNDHEITSWESEN
DER MINISTER

Rathausstraße 3
Berlin
10260
Telefon 23

Genossen
OMR Prof. Dr. sc. med. Eger
Stellv. Ärztlicher Direktor
d. Zentralklinik für Herz- u.
Lungenkrankheiten

→ Abg. Kader 2. P. u. V.
- Kaderabte -

Bad Berka



Sehr geehrter Genosse Eger !

Auf der Grundlage der "Anweisung über die Arbeit der beratenden Ärzte und Gremien beim Minister für Gesundheitswesen vom 4. Februar 1987" wird zur Erhöhung der Qualität und Effektivität der medizinischen Betreuung die Arbeit der am 9.10.1984 konstituierten Problemkommission

Herzchirurgie

weiter ausgestaltet.

Mit Wirkung vom 1. Februar 1988 benenne ich Sie als Mitglied dieser Problemkommission.

Ich übertrage Ihnen mit Ihrer Benennung die Verpflichtung, durch analytische, konzeptionelle und beratende Tätigkeit in dieser Problemkommission einen wirksamen Beitrag zur ständigen weiteren Verbesserung der medizinischen Betreuung zu leisten.

Ich bin davon überzeugt, daß Sie zur Lösung dieser Aufgaben Ihr Wissen und Können einsetzen werden und wünsche Ihnen dazu viel Schaffenskraft und Erfolg.

Mit sozialistischem Gruß

Prof. Dr. sc. med. Mecklinger

Berlin, den 1. 2. 1988



64 – Arbeit in Moskau im „Allunions-Forschungsinstitut“ mit Prof. Rabkin, meinem dortigen Chef

bei einem Vortrag am 27.1
in Moskau im Allunionsforsch.
Institut für exp. u. klin. Chir.
(Moskau)
Diskussion mit Prof. Rabkin

65 – Notizen zu einem Vortrag in Moskau bei Prof. Rabkin



66 - Hund und Katze in Moskau



67 - Chefarztkollegium der Universitätsklinik Pjöngjang



68 – Ärztliche Mitarbeiter der Universitätsklinik in Pjöngjang



69 – Pioniere in Pjöngjang



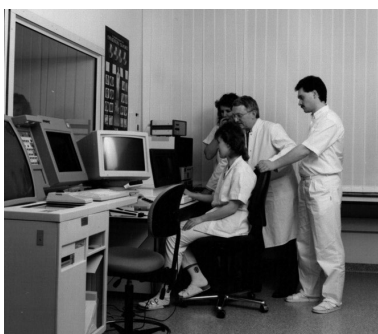
70 – Mit dem nordkoreanischen Gesundheitsminister (links) 1985 auf der Wartburg



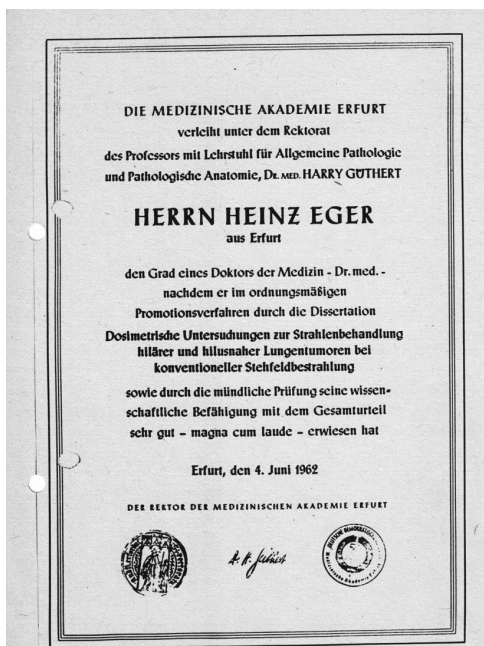
71 – Mit dem nordkoreanischen Gesundheitsminister 1985 bei uns zu Hause



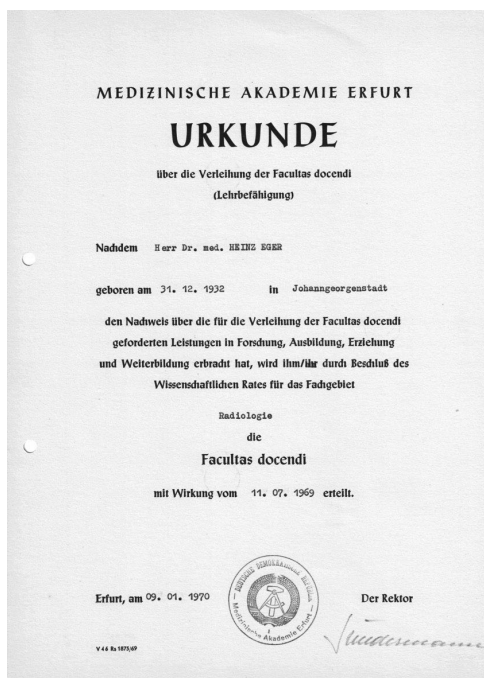
72 – Herzkathetermessplatz der „Thüringen-Klinik Saalfeld“



73 – „Angioteam“ an der Thüringen-Klinik Saalfeld

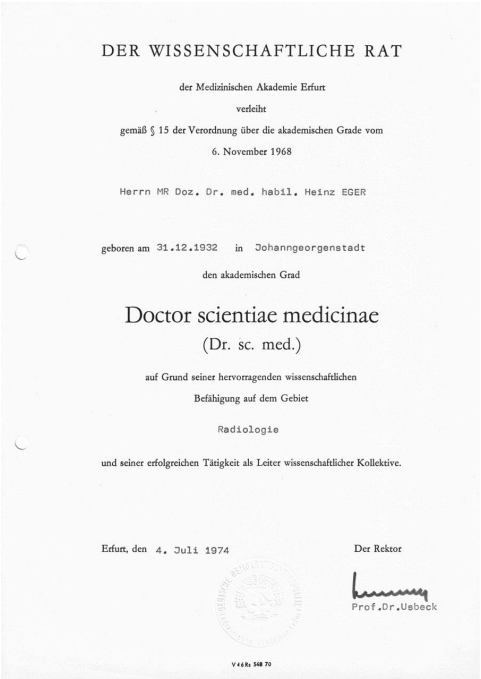
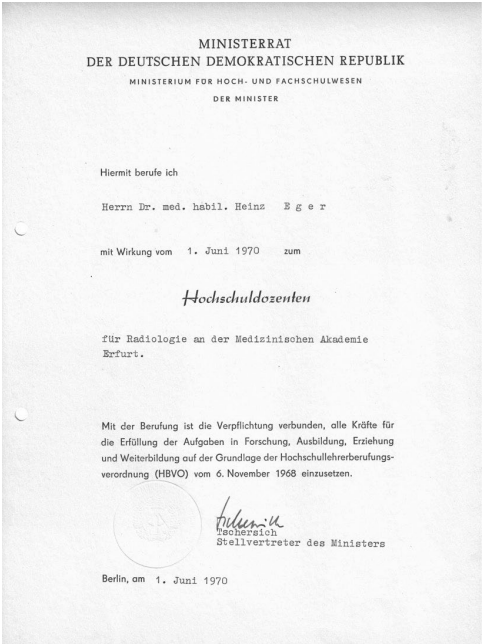


74 - Promotionsurkunde
1962



75 - Erteilung der Lehr-
befähigung 1969

76 -
Berufung zum Hoch-
schuldozenten 1970



77 - Habilitationsur-
kunde 1974

MINISTERRAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRatischen REPUBLIK
MINISTERIUM FÜR HOCH- UND FACHSCHULWESEN
DER MINISTER

Mit Wirkung vom 1. Februar 1975 spreche ich die Abberufung
von

Herrn Dr. sc. med. HEINZ EGER

von seinen Pflichten als Hochschuldozent für das Fachgebiet
Radiologie an der Medizinischen Akademie Erfurt aus und verbinde
damit meinen Dank für die geleistete Arbeit



Berlin, den 8. November 1974

78 - Abberufung von der Hochschuldozentur in Erfurt 1974

FAMILIE

Schon am Anfang des Studiums lernte ich im Mikroskopie-Saal der Anatomie in Berlin Gudrun Henkel kennen, die auch zufällig im Haus mir gegenüber wohnte. Wir kamen ins Gespräch und waren uns sofort sympathisch. Eines Tages wurde ich zu ihren Eltern nach Treuenbrietzen eingeladen. Sie hatten zu Kriegsende ihren Sohn durch eine Sprengmine verloren, die russische Soldaten beim Frontwechsel unter ihrem Sofa versteckt hatten. Der 13-jährige Bruder von Gudrun fand den zigarrenförmigen Gegenstand, und in dem Moment, als er ihn anfasste, explodierte die Mine und zerriss ihn. Mein Erscheinen empfanden die Eltern als erfreulichen Zuwachs. Ich erinnerte sie an ihren Sohn, der im gleichen Jahr geboren wurde wie ich.

Heirat und Kinder

1955 heirateten wir und unser Sohn Lutz kam 1955 in Treuenbrietzen auf die Welt. Inzwischen studierten Gudrun und ich an der MA Erfurt. Kurz nach der Geburt von Lutz nahm Gudrun ihr Studium in Erfurt wieder auf. Lutz wurde während der Woche von seinen Großeltern betreut und am Wochenende fuhren wir dann nach Treuenbrietzen.

Nach dem Ende des Studiums begann ich meine Tätigkeit an der Technischen Hochschule in Ilmenau. Meine Frau

wurde als Ärztin im Kreiskrankenhaus Ilmenau eingestellt. Wir hatten eine Wohnung und konnten Lutz endlich zu uns nehmen. Gleichzeitig stellten wir ein Kindermädchen ein, das dann auch unseren zweiten Sohn Bert betreute, der 1960 geboren wurde.

Gudrun erkrankte bald an einer Lungentuberkulose und musste zwei Jahre in einer Tuberkuloseheilstätte in Bad Berka medikamentös und operativ behandelt werden. Sie konnte schließlich vollsaniert entlassen werden. Die Situation mit zwei kleinen Jungen, einer kranken Frau und meinem anspruchsvollen Neubeginn an der MA Erfurt war für mich nicht einfach. Auf die Eltern meiner Frau konnten wir nicht zurückgreifen, weil sie in der Zwischenzeit nach Westberlin übergesiedelt waren.

Meine Mutter gab daher ihre Arbeitsstelle auf und zog während der Krankheit meiner Frau zu uns in die Wohnung nach Erfurt, denn in der Zwischenzeit waren wir von Ilmenau nach Erfurt umgezogen und wohnten in Erfurt in der Reichhardtstraße 14.

1969 wurden unser Sohn Sebastian geboren und 1970 Katharina. Ich bin Gudrun sehr dankbar, dass sie alle meine beruflichen Ortswechsel tolerierte und mittrug und vor allem dafür, dass sie sich sehr verantwortungsvoll und liebevoll um unsere vier Kinder kümmerte. Über Jahre gab sie ihren Beruf auf und zog 1975 mit mir nach Bad Berka um. Ich drängte sie, den Facharzt für Allgemeinmedizin abzulegen. In der Zentralklinik arbeitete sie dann als Betriebsärztin bis zu ihrem Eintritt ins Rentenalter.

Die Trennung

Insgesamt ergab sich aber im Laufe unserer Ehe zunehmend eine komplizierte Situation. Es stellte sich heraus, dass unsere Auffassungen zu Fragen des täglichen Lebens, der

Religion, der Politik usw. immer mehr differierten. Unsere Ehe konnte für unsere Kinder nicht mehr beispielgebend sein. Die Liebe war uns verloren gegangen, aber die Achtung voreinander haben wir bewahrt. Wir hatten immer öfter den Vorsatz, getrennte Wege zu gehen, die für uns alle erträglich sein sollten, aber im Interesse der Kinder zögerten wir.

1982 trennten wir uns ohne Streitigkeiten um materielle Dinge. Ich war der Meinung, dass meine geschiedene Frau im Interesse der Kinder ausreichend versorgt sein muss. Meine Devise war: „Lieber glücklich in einer Hütte als unglücklich in einem Palast.“

In der Zwischenzeit sind wir beide wieder glücklich verheiratet, haben den Respekt voreinander behalten und haben vor allem ein gutes Miteinander. Nie wieder haben wir uns gestritten. Es war immer unser Ziel, den Kindern ein Beispiel zu geben, wie ein solch ernstes familiäres Problem gelöst werden kann.

Wie glücklich bin ich, dass wir uns alle, die Kinder, Enkelkinder und zunehmend auch Urenkel verstehen und miteinander feiern können. Kinder leiden immer unter der Trennung der Eltern, aber durch Streitigkeiten dürfen sie nicht noch zusätzlich belastet werden.

Eine größere Familie

1982 lernte ich meine jetzige Frau Margot kennen, mit der ich nun schon 40 Jahre verheiratet bin. Sie ist auch Radiologin. Wir trafen uns bei einer Vorstandssitzung der „Gesellschaft für Medizinische Radiologie der DDR“. Ihr Chef, Prof. Baudisch, war Vorsitzender, sie war Schriftführerin und ich Sekretär der Gesellschaft. Nach zwei Wochen wussten wir beide, dass wir zusammenleben wollten und

heirateten ganz entschlossen nach unserer Scheidung wenig später im gleichen Jahr.

Sie ist die Mutter von Georg und Daniela, die damals 11 und 8 Jahre alt waren und mich gleich akzeptierten. Sie lebten während ihrer Schul- und Studienzeit in unserem Haushalt. Meine beiden jüngeren Kinder entwickelten zu meiner großen Erleichterung und Freude rasch ein respektvolles und freundschaftliches Verhältnis zu Margot.

Die älteren Söhne Lutz und Bert sagten mir, dass sie meinen Schritt der Trennung von Gudrun von Anfang an verstanden. Die Verbindung der sechs Kinder, die damals bis auf Lutz noch in der Ausbildung waren, war schnell hergestellt. Meine Kinder sind Ärzte geworden. Lutz, der Älteste, ist HNO-Arzt, Bert ist Zahnarzt, Sebastian ist Intensivmediziner und Katharina ist Neurologin. Georg entschied sich für Jura. Die jüngste der Kinder, Daniela, studierte Biologie und Sonderschulpädagogik.

Kinder und Enkel

Es war sehr interessant für mich und uns, alle sechs Kinder auf ihrem Weg in den Beruf, in die Familie und in die Gesellschaft zu beraten und zu begleiten. Wie glücklich bin ich darüber, dass sie sich so differenziert entwickelten und ihren Beruf gewissenhaft und ernsthaft ausüben.

Wir beide betrachten sie alle als unsere gemeinsamen Kinder und auch alle Enkelkinder als unsere Enkelkinder.

Der Ausdruck „Stief...“ gehört nicht in mein Vokabular und Denken und würde mich an meinen Stiefvater allzu sehr erinnern. Ich gab mir große Mühe, diese Rolle von ihm nicht zu wiederholen. Ich fühle mich auch als Vater für Georg und Daniela und als Großvater für deren Kinder. Auch die hinzugekommenen Kinder der Kinder bei der Trennung ihrer Eltern werden in die Familie einbezogen.

Der Kontakt zu den nunmehr 21 Enkeln ist unterschiedlich intensiv, auch geschuldet durch die räumliche Entfernung. Aber die Freude über ihre Besuche bei uns ist riesig und wir lieben es, wenn sie uns in ihr interessantes und eigenverantwortliches Leben blicken lassen. Natürlich stehen wir auch mit Rat und Hilfe jederzeit zur Verfügung, wenn sie es wollen.

Margot

Was hatte ich für ein großes Glück, dass ich meiner Frau Margot begegnet bin. Es war Liebe auf den ersten Blick. Vertrauen zueinander und Respekt voreinander waren unser Bindeglied. In dieser langen Zeit haben wir uns nie enttäuscht. Uns verbanden die Kinder, später Enkelkinder, aber auch berufliche Interessen mit gemeinsamen Patienten.

Beide waren wir nicht nur in der ärztlichen Arbeit, sondern auch in der Lehre sehr eingespannt und hatten wenig Zeit füreinander. Selbst in den Vorlesungen an der TU Ilmenau und im Unterricht für Röntgenassistentinnen konnte mich meine Frau vertreten, sodass diese Lehrveranstaltungen nicht ausfallen mussten, wenn ich auf Kongressreisen war.

Unser guter Geist

Diese vielfältigen Aufgaben hätten wir nicht schaffen können, wenn uns meine Schwiegermutter nicht geholfen hätte. Nach dem Tod meines Schwiegervaters zog sie in unser Haus und wohnte 20 Jahre bis zu ihrem 96. Geburtstag bei uns. Selbstlos sorgte sie für uns und war perfekt in allen hauswirtschaftlichen Aufgaben. Ich bin heute noch erstaunt, mit welcher Energie sie uns bis ins hohe Alter

tatkräftig zur Seite stand, trotz ihrer vielfältigen gesundheitlichen Probleme.

Sie wurde von ihren Enkeln und unseren Freunden sehr verehrt, auf vielen Urlaubsreisen begleitete sie uns. Ich bin ihr sehr dankbar. Sie war eine große Stütze für uns und bereicherte unser Leben.

Gäste und Weihnachten

Auch heute noch haben wir viele Gäste und es kommt immer wieder vor, dass Menschen bei uns aufeinander treffen, die sich erst bei uns kennenlernen. Weihnachten ist für mich als „Erzgebirgler“ das wichtigste Fest im Jahr. Es erinnert mich an meine Kindheit mit dem erzgebirgischen Brauchtum. Am Heiligabend gab es bei uns zu Hause eine Gans und grüne Klöße. Das ist eigentlich kaum zu verkraften, weder für die Hausfrau, die es typischerweise zu kochen hatte, noch für den eigenen Magen. Wir hielten es bis vor wenigen Jahren so durch und luden zusätzlich noch ausländische Gäste ein. Das waren Hospitanten unserer Klinik oder Studenten aus Ilmenau, die aus anderen Ländern kamen, die uns von ihren Gebräuchen und Sitten erzählten. Unsere Kinder erfuhren hautnah, wie wichtig es ist, sich mit Menschen aus anderen Kulturkreisen und mit anderer Religion zu beschäftigen und sie zu verstehen. Diese Abende bereicherten unser Leben sehr. Uns freute, dass mehrere Kinder diesen Kontakt zu einem Besuch nutzten und unsere Freunde in ihrem Heimatland besuchten.

An einem Heiligabend holte ich aus Ilmenau die Studenten Gerson aus Togo und ein chinesisches Ehepaar bei tiefem Schnee ab. Natascha, eine junge Ukrainerin, die in Georgs Familie half, war schon zu Besuch bei uns. Gerson hatte seine Gitarre mitgebracht und für uns ein Lied komponiert und gesungen.

Reisen

Nachdem unsere Kinder zunehmend selbstständig wurden und die Wende gekommen war, konnten wir die Welt gemeinsam bereisen. Aber unsere Sommerferien waren für die jungen Enkel aus Georgs und Danielas Familie reserviert. Die Osterferien verplanten wir für Studienreisen wie z. B. nach Israel, Spanien, Syrien, Iran, China, später mit Fortschreiten meiner Parkinsonerkrankung bevorzugten wir Schiffsreisen auf der Ostsee, der Donau, der Wolga, mit Hurtigruten usw.

Damaskus

Ein besonderes Erlebnis hatten wir in Damaskus. Mehrere syrische Kollegen waren vor der Wende zur Ausbildung in unserer Klinik und auch öfter unsere privaten Gäste. Mit ihren Erzählungen weckten sie unsere Neugier auf ihr Heimatland. Wir buchten bei „Studiosus“ eine Wander-Studienreise durch Syrien 1993 und informierten unsere Kollegen, die wieder nach Syrien zurückgekehrt waren. Natürlich luden sie uns zu sich nach Hause ein und bewirteten uns fürstlich. In Damaskus zeigte uns Dr. Imam stolz seine Praxis. Am Eingang zu seiner Praxis stand, dass er in Bad Berka gelernt hatte. Diese Reise war für uns nicht nur menschlich sehr bewegend, sondern auch kulturell interessant. Wir konnten noch das unzerstörte Palmyra und Aleppo erleben. Leider wissen wir nicht, ob unsere Kollegen mit ihren Familien noch am Leben sind.

Noch einmal Eltern

Gerson aus Togo studierte in Ilmenau und wurde Diplom-Ingenieur für Biomedizinische Technik und Kybernetik. Er hatte es schwer in einem fremden Land mit einer

anderen Sprache und dazu noch einem komplizierten Studium. Aber mit viel Fleiß schaffte er sein Studium und wollte zurück in seine Heimat, um dort zu arbeiten. Vor seiner Abreise besuchte er uns und ich riet ihm, dass er die Originale seiner Zeugnisse und seiner Diplomarbeit bei uns verwahrt, weil die politischen Verhältnisse in seiner Heimat Togo sehr undurchsichtig waren. Nach wenigen Monaten kam er aus diesen Gründen zurück nach Deutschland und fand sofort eine Anstellung beim TÜV Nord. Dort arbeitet er noch immer und inzwischen in einer leitenden Position. Er war sehr oft unser privater Gast und sagte: „Ihr seid meine deutschen Eltern.“

Bei seinem letzten Besuch erzählte er uns, dass sein Vater immer ein Foto von uns bei sich trägt, wenn er sich mit seinen Freunden trifft. In vielen Situationen konnten wir Gerson beraten und ihm helfen. Er sagte auch: „Nur mit Lernen kommt man aus dem Teufelskreis der Armut heraus.“ Das hat er uns bewiesen.

EIN FREUND

Es gibt nicht nur Liebe auf den ersten Blick, sondern auch Freundschaft auf den ersten Blick. Ich war ein junger Arzt und wollte neben meiner Tätigkeit an der Technischen Hochschule Ilmenau noch ärztlich arbeiten. Da erfuhr ich, dass in der Poliklinik in Ilmenau ebenfalls ein frisch von der Uni gekommener Assistenzarzt arbeitet. Ich wollte mich bei ihm vorstellen und traf auf Dr. Wolf Hempel.

Ich sehe ihn noch deutlich vor mir. Er saß an seinem Schreibtisch. Es war im Spätsommer 1958. Er hatte seine Hemdsärmel hochgekrempelt und mich erst einmal skeptisch betrachtet, aber dann bald freundlich angelacht. Meine Vorstellung bei ihm konnte nur sehr kurz sein, denn auf mich wartete bereits eine Großmutter mit ihren beiden Enkeln, Mario-Enrico und Soraya Bürstel. Der Enkelsohn hatte eine schmerzhaft gerötete Nasenspitze. Als ich mit meinem Zeigefinger seine Nasenspitze berühren wollte, kam es zu einer sichtbaren Funkenstrecke zwischen Mario-Enrico und mir. Dieses Phänomen musste ich meinem neuen Kollegen Dr. Hempel gleich vorführen. Er eilte zu uns und die Vorführung klappte. Er, aber vor allem die Großmutter, waren sehr beeindruckt.

Ursache des Phänomens war eine elektrostatische Entladung durch die damals hochmodischen Kunststoffhemden und die Kreppsohlen an den Schuhen. Schon in

den nächsten Tagen besuchte er mich zu Hause wegen eines anderen Anliegens.

Bis zu seinem Tod waren wir in enger freundschaftlicher Verbindung. Uns verband Vertrauen, Hilfsbereitschaft und Freude am Leben. Er war mit einer intelligenten und ansteckenden Fröhlichkeit gesegnet und voller Geschichten. Ein gleichaltriger Kollege aus der Poliklinik Ilmenau behauptete, dass wir seine Schüler seien. Das belustigte uns außerordentlich. Deshalb nannten wir uns in Anlehnung an dessen Namen Moschi 1 und Moschi 2. Er war natürlich Moschi 1.

Viele beeindruckende Menschen kreuzten meinen Weg, von denen es noch viele Geschichten zu erzählen gäbe (Bilder 100, 103, 105).

MEINE POLITISCHEN UND RELIGIÖSEN ANSICHTEN

Die Erlebnisse meiner Kindheit waren entscheidend für mein späteres politisches Denken. Ich wuchs in armen Verhältnissen, aber in liebevoller, ehrlicher und verständnisvoller familiärer Umgebung bei meiner Mutter, den Großeltern und den beiden Halbbrüdern auf.

Charakter

Aber, so erinnere ich mich, in unmittelbarer Nachbarschaft unseres Hauses war eine Außenstelle des KZ Flossenbürg. Das war eine ganz andere Wirklichkeit als meine behütete Kindheit in unserer Familie. Ich erlebte später, wie ein ehemaliger KZ- Häftling in einem Bäckerladen stand, seinen ehemaligen Aufseher (Kapo) erkannte und ihn kurzerhand erschoss.

Solche Situationen waren für mich als Kind kaum seelisch zu verarbeiten, aber sie hallen noch immer nach. Sie prägten meine Kindheit und Jugend und verfolgen mich bis heute. Soziale Ungerechtigkeit, Unehhrlichkeit, Hass und Grausamkeit sind Charaktereigenschaften, die ich nie ertragen konnte und gegen die ich mich immer wehrte.

Eigenverantwortung

Ich war 14 Jahre alt, als die Nürnberger Gerichtsprozesse gegen Ärzte 1946/47 stattfanden. Es beschäftigte mich

damals und noch heute, dass ein Arzt, der den hippokratischen Eid geschworen hatte, sich mit grausamen Versuchen so gegen wehrlose Menschen vergehen kann. Die Antwort der Angeklagten lautete immer: „Ich habe auf Befehl der Vorgesetzten gehandelt.“ Sie wollten damit von ihrer individuellen Schuld ablenken. Ich zog für mich die Schlussfolgerungen: Von keiner Partei oder Institution lasse ich mir meine persönliche Freiheit für mein Handeln abnehmen. Und ich darf nie mein eigenes Fehlverhalten auf eine Instanz abwälzen.

Mein Glaube

Auch auf der religiösen Ebene war ich immer auf der Suche nach wahrer Erkenntnis. Das rührte von meiner Kindheit her mit einer evangelischen Mutter und einem katholischen Vater, die wegen der Religionsunterschiede nicht heiraten durften. Meine damalige Frau überredete mich zu einer Mitarbeit in der Studentengemeinde in Erfurt. Seit vielen Jahren bin ich aus der Kirche ausgetreten, da mich der „Apparat Kirche“ nicht überzeugen konnte. Ich bin kein religiöser, aber ein gläubiger Mensch und akzeptiere den Glauben jedes Menschen, solange er anderen Menschen nicht schadet. Aber ich lasse mir nicht vorschreiben, was ich zu glauben habe. Mein Handeln war immer so orientiert, dass ich eines Tages für meine Taten Rechenschaft ablegen kann.

Die Partei

Lange Zeit wurde ich von der Leitung der Akademie bedrängt, in die SED einzutreten. Das lief meiner eigentlichen Vorstellung völlig zuwider, von einem Apparat oder einer Institution abhängig zu sein. Ich hatte das Ziel, meine Habilitation fertigzustellen, um unabhängig von meiner Entscheidung zu sein und nicht in den Verdacht zu

kommen, dass ich über den Weg einer Partei meine wissenschaftlichen Ziele erreichen wollte. Das gelang mir auch. Inzwischen wurde ich in der Akademie und darüber hinaus mit wichtigen Funktionen betraut, die eine Zugehörigkeit zur Partei unerlässlich machten, z. B. war ich Verantwortlicher für das Neuererwesen, bald danach Lehrstuhlleiter für Radiologie an der „Akademie für Ärztliche Fortbildung der DDR“ in Berlin und leitete viele Jahre die Arbeitsgruppe „Röntgenologische Herz- Kreislaufdiagnostik“ der „Gesellschaft für Medizinische Radiologie der DDR“ usw. Ohne eine Parteizugehörigkeit war damals eine Einflussnahme auf wichtige Entscheidungen kaum möglich. Aber in Entscheidungsprozesse wollte ich immer einbezogen werden, ich wollte mitgestalten, ich wollte verändern und ich hatte auch die Hoffnung, dass ich mit meiner Meinung zu vernünftigen Entscheidungen beitragen kann. Denn, wenn etwas beschlossen ist, dann war und ist es oft unumstößlich. Wie die meisten Menschen in der DDR war auch ich der Meinung, dass ich in meiner Lebenszeit die Wiedervereinigung Deutschlands nicht mehr erlebe. Ich bemühte mich, mit meiner Arbeit mit vielen anderen Gleichdenkenden, das Leben der uns anvertrauten Menschen leichter zu machen. Nach meiner Habilitation trat ich in die Partei ein. Ich kann aber von mir sagen: „Ich wurde und blieb immer ein kritisches Parteimitglied, und das besonders in der Wendezeit.“ Um es mit den Worten von Hans Modrow zu sagen: „Ich war nicht feige, aber auch nicht mutig genug.“

Manches hätte ich vielleicht konsequenter ansprechen sollen, aber den Mut dazu bezähmte ich aus Rücksicht auf unsere sechs Kinder, die meist noch in der Ausbildung waren. Ich wurde von niemandem verfolgt und konnte ungestört arbeiten und aufbauen. Wie froh und erleichtert waren wir in unserer Parteigruppe, als Michael Gorbatschow mit Glasnost und Perestroika die eingefah-

renen Parteistrukturen aufweichte. Nach der Wende bin ich enttäuscht aus der erstarrten Partei ausgetreten. Die ursprüngliche Idee und die Realität der Partei hatten sich weit voneinander entfernt.

Die Wendezeit

Die Wendezeit war für mich eine der schwierigsten Zeiten in meinem Leben. Ich war Direktor für „Zentrale Bereiche“ in der Zentralklinik, d. h. Chef aller nichtbettenführenden Abteilungen (11) wie Röntgen, Labor, Apotheke, Mikrobiologie usw. Die meisten Chefs im Lande wurden attackiert und viele aus ihrem Amt per „Personalabstimmung“ abgelöst. Das musste ich selbst nicht erleben, wurde aber als Chef plötzlich angefeindet. Es ist für mich noch heute unvorstellbar, wie solche Möglichkeiten der Absetzung eines Chefs oder Mitarbeiters durch das Personal von den Rechtsorganen der neuen Bundesrepublik geduldet wurden.

Wie dankbar bin ich, dass einige Mitarbeiter es später schafften, sich bei mir zu entschuldigen. Das empfand ich als wahre menschliche Größe und verzieh ihnen, weil es eine menschlich wirklich herausfordernde Zeit war. Die Menschen waren enttäuscht und hatten Zukunftsängste. Leider ist aber in der Zeit der Wende und Jahre danach sehr viel an fachlichem und praktischem Wissen verloren gegangen, weil sich die meisten Leistungsträger zurückzogen. Wer sich von ihnen noch an die Öffentlichkeit traute, wurde als „Wendehals“ beschimpft oder er wurde einfach als ehemaliger Stasi-Mitarbeiter verdächtigt, ohne dass es Beweise dafür gab.

Ich selbst sah meine Stasiakte nicht ein, weil ich weder jemanden bespitzelt oder denunziert hatte noch wollte ich wissen, wer aktenkundiges Interesse an mir hatte. Ich war kein inoffizieller oder offizieller Mitarbeiter der Stasi. Dazu

hätte ich auch gar keine Zeit gehabt. Mit diesem Schmutz wollte ich mich nicht beschäftigen. Als Chef des mitarbeiterstärksten Bereichs der Zentralklinik wurde ich natürlich von Mitarbeitern der Stasi aufgesucht, die Erkundungen über Mitarbeiter einzogen, die z. B. Kongresse oder Familienangehörige besuchen wollten oder Studienaufenthalte in westlichen Ländern beabsichtigten. Auch dem Ansinnen von Patienten, die sich in der BRD eine bessere Behandlung erhofften, stellte ich mich nie in den Weg und half ihnen oft bei ihrer Argumentation für ihr Ausreisebegehren.

Für mich bleibt es ein großes und unlösbares Thema und zeigt mir die Absurdität, wie wir Menschen mit Verfehlungen aus der Vergangenheit umgehen. Kurz nach der Wende klingelte abends ganz aufgewühlt ein junger Mann, auch ein Jäger, an unserer Haustür. Er bat um meine Hilfe. Er hatte als Fahrer beim Ministerium für Staatssicherheit seine Arbeit als einer der Ersten im Land verloren. Ich schlug ihm vor, dass wir gemeinsam am nächsten Morgen in eine der Abteilungen meines Zuständigkeitsbereiches gingen, die einen Mitarbeiter suchten. Ich rief das Kollektiv zusammen und bat den jungen Mann, seine Geschichte ehrlich zu erzählen. Das tat er und anschließend fragte ich die Anwesenden, ob sie bereit wären, ihn aufzunehmen. Sie waren es. Ich hätte mir gewünscht, dass in dem Prozess der Aufarbeitung der Vergangenheit, diese von mir erlebte Ehrlichkeit des jungen Mannes und die Bereitschaft meiner Mitarbeiter zu verzeihen, größeren Raum in unserem Land eingenommen hätte. Einige Menschen verhielten sich in dieser schwierigen Zeit schlecht und luden große Schuld auf sich, um ihre eigene Haut zu retten. Sie trieben manchmal auch Menschen in den Selbstmord. Heute weiß ich: „Die meisten Menschen tun das, was sie dürfen.“

MEINE HOBBYS

Mein erstes Hobby waren sogenannte Ausschneidebögen aus Kartonpapier für Bauernhöfe, Zooparks, Häuser und vieles andere mehr.

Die Briefmarken

Briefmarkensammeln war meine zweite Leidenschaft. Ich unternahm alle Anstrengungen, mir einen aktuellen Briefmarkenkatalog zu besorgen. Briefmarkensammeln war unter uns Jungen sehr aktuell, und auf dem Schulhof liefen regelmäßig Tauschaktionen.

Es war mir gelungen, die ganze Nachbarschaft und Verwandtschaft mit in meine Sammelleidenschaft einzubeziehen. Das ging sogar so weit, dass ich von den Wachposten des benachbarten KZ mit Briefmarken aus verschiedenen Ländern versorgt wurde, aus denen die Häftlinge kamen.

Alle zwei Wochen wurde Post an die damals ca. 1.000 Häftlinge von der Bewachungsmannschaft in Säcken verteilt. Das sah ich aus unserem benachbarten Haus und erschien bei den Wachposten, die mich schon gut kannten und wussten, was ich wollte. Unter ihrer Aufsicht gaben die Gefangenen mir die ersehnten Briefmarken. Das war für mich als 10-12-jähriger Junge sehr spannend, denn dadurch lernte ich die Geografie der Länder kennen, aus denen die Briefmarken stammten.

Das Herbarium

Beim Briefmarkensammeln lernte ich die Prinzipien von Organisation und Ordnung. Das führte mich dann zum Sammeln von Pflanzen. Nach kurzer Zeit hatte ich ein ansehnliches Herbarium zusammengestellt mit deutscher und lateinischer Beschriftung. Mein Biologielehrer war begeistert.

Schnitzen

Im Werkzeugkeller meines Großvaters lernte ich den Umgang mit der Laubsäge. Mein Großvater war sehr genau und als ehrenamtlicher „Werkzeugwart“ im ortsansässigen Schnitzer-Verein tätig. Er hatte immer dafür zu sorgen, dass den Schnitzern einsatzfähige Werkzeuge zur Verfügung standen. Nicht jeder Schnitzer konnte sich das entsprechende Werkzeug leisten. Als ich mir nach dem Krieg in der Firma „Westfalia“ verschiedene Laubsägeblätter bestellte, erreichte mich die Anfrage, ob ich mit dem Werkzeugwart Karl Eger verwandt sei.

Flugzeugmodelle

Von ganz besonderer Bedeutung wurde später für mich der Bau von Modellflugzeugen. Dafür brauchte ich viel Platz und durfte meine Zeit nicht mit ständigem Wegräumen vergeuden. Diese Klage erreichte die Eltern meines mitbastelnden Freundes. Wir durften uns auf deren Heuboden eine Bastelecke einrichten und unserem Hobby nachgehen. Als besondere Modelle sind mir noch in Erinnerung: „Jungvolk“, „Baby“, „Kondor“. Diese Modelle waren besonders leistungsstark im Hochstart.

Meist gab es nur einen einzigen Bauplan für unsere Flugzeugmodelle aus dünnem Papier, in dem die benötigten

Materialien angegeben wurden. Die Holzleisten, z. B. 5 x 5 mm, waren nicht teuer, und wir erhielten sie von einem Tischler. Der Tischler stellte sich auf unsere Bedürfnisse zunehmend ein. Über diese Tätigkeit hatte ich auch Verbindung zur Flieger-HJ. Beim Start von Hängegleitern gehörte ich zur Haltemannschaft.

Die Zigarre

Ich erinnere mich an eine Situation, als ich mit meinem Freund sehr erfreut über einen gelungenen Hochstart eines Flugzeugmodells war. Das mussten wir feiern. Mit Vorbedacht hatte er bei sich zu Hause eine Zigarre geklaut, die sein Vater aus Holland mitgebracht hatte. Wir zogen abwechselnd daran. Von diesem ersten Raucherlebnis im Alter von etwa zehn Jahren war uns so übel, dass wir uns nicht nach Hause trauten und deshalb bei meiner Großmutter elend und hilflos mit heftigen Bauchschmerzen, Übelkeit und Erbrechen ankamen. Heute weiß ich, dass wir eine Nikotinvergiftung hatten. Ohne viel zu fragen, half sie uns mit einer Sirupschnitte und mit Verständnis. Ich bin mir sicher, dass sie unseren Rauchversuch gerochen hatte, aber nichts sagte und meinte, dass wir vom Rauchen geheilt wären.

Die Bilder

Natürlich sammelte ich wie die anderen Jungen auch die damals sehr begehrten Bilder aus Zigarettenschachteln. Beliebte Serien waren: „Tiere unserer Heimat“, „Pflanzen unserer Heimat“ u. a. Diese Bilder mussten sorgfältig in Alben eingeklebt werden. Jeder von uns war auf die Komplettierung seines Albums bedacht. Wir tauschten und spannten zu diesem Zweck alle Raucher aus der Familie und Umgebung ein, die für uns sammelten.

Die Steine

Der nächste Schwerpunkt war das Sammeln von Mineralien. Ich wandte mich an einen älteren, mineralogisch hochgebildeten Bergmann, der mit anderen Spezialisten weltweit in Verbindung und im Tausch stand. Er bewahrte seine Mineralien bei sich zu Hause in kostbaren Glasvittrinen auf. Schon zu Beginn meiner Exkursionen fand ich interessante Steine, die ich in meinem Rucksack verschwinden ließ. Später, als es dann noch interessanter auf der Halde wurde bei den wirklich schönen Mineralien, hatte ich ein Problem mit dem Gewicht und dem Platz in meinem Rucksack. In vielen Kartons unter meinem Bett bewahrte ich diese Schätze mit Beschriftung auf, darunter das faustgroße Stück Uranpechblende, das mir ein Bergmann geschenkt hatte. Erst später ist mir klar geworden, dass diese Uranpechblende damals für viel Geld gehandelt wurde und es eigentlich für mich und den Bergmann politisch gefährlich war, so etwas zu besitzen, denn der Schmuggel aus dem Bergwerk wurde sehr hart bestraft.

Das Prasseln im Geiger-Müller-Zähler beeindruckte mich als etwa 14-Jährigen sehr. Aber erst später erfuhr ich, wie gesundheitsgefährdend dieser Besitz für mich war. Ich gab diesen gefährlichen Brocken in den Tresor der Medizinischen Akademie Erfurt. Dort lagerten auch die damals therapeutisch eingesetzten Radium-Nadeln.

Ich suchte mir immer neue Sammelgebiete, baute diese aus und lernte dabei viel. Dabei traf ich neue Freunde und Kameraden und konnte sie begeistern und überzeugen, mitzumachen.

Mein erstes Buch

Mein erstes Buch, das ich in der Grundschule von Rolf Friedrich erwarb, war ein Duden der deutschen Sprache. Ich tauschte ihn gegen meine „Zuckermarken“ eines ganzen Monats ein und

schenkte diesen Duden vor kurzem meiner Tochter Katharina mit der ganzen Geschichte.

Ein besonderes Ereignis ist mir in Erinnerung geblieben. Als der Familie meines Freundes mit fünf Kindern, von dem ich das Buch habe, mitgeteilt wurde, dass der Vater bei Stalingrad gefallen sei, verlor die Mutter augenblicklich ihre Sprache und erlangte sie nie wieder. Ich erinnere mich noch daran, dass die Mitteilung des „Heldentodes“ von dem Ortsvorsitzenden mit Braunhemd und Hakenkreuzarmbinde überbracht wurde. Das führte dazu, dass die Menschen panische Angst bekamen, wenn sich ein NSDAP-Genosse einem Haus näherte.

Die Sammelleidenschaft für Bücher besitze ich noch heute. Inzwischen ist eine sehr große Bibliothek unterschiedlicher Fachrichtungen entstanden, die ich mit fast 90 Jahren zum Teil an meine Kinder und Enkelkinder und Freunde weitergeben kann. Bücher waren mein Leben lang unverzichtbar, und sie sind bis heute meine Freunde. Huang Ting-Tschien (1045-1105) sagte: „Drei Tage ohne Buch - und deine Sprache verliert an Geist, dein Gesicht an Glanz.“

Jagdhelfer

Neben all diesen wechselnden Hobbys blieb mir die Leidenschaft zur Jagd aus meiner Kindheit. Mein Großvater, den ich oft begleitete, war Hausmeister im Wochenendhaus des Pelzwaren-Händlers Rausch aus Leipzig. Die Sommerferien verbrachte die Familie mit ihrer schönen Tochter in diesem Haus. Dort wurde sie regelmäßig vom Schwiegersohn des Fabrikbesitzers aus Johannegeorgenstadt besucht. Er hatte die Flurjagd gepachtet. Im Gespräch mit meinem Großvater wurde er auf mich aufmerksam und bat ihn und meine Mutter, dass ich ihn bei der Jagd begleiten solle. Ich war erst zehn Jahre alt und meine Mutter war sehr stolz, wenn er

seinen Buchhalter zu uns nach Hause schickte, um mich zur Jagd abzuholen. Das geschah etwa einmal wöchentlich. Für den Winter gab er mir einen mit Pelz gefütterten Mantel. Ich zog den Schlitten an einer Schnur, die mir um den Bauch gebunden wurde. Darauf lagen die Waffen, warme Kleidung und auf dem Rückweg das eventuell erlegte Wild.

Oft hatte ich den Auftrag, in Vorbereitung auf die Jagd sogenannte Köder zum Anlocken von Wild auszulegen. Nach der Jagd wurden mir die Jagdwaffen zur Reinigung und Pflege übergeben. Zunehmend wurde ich in die Familie des Fabrikbesitzers integriert und durfte zum Essen mit am Familientisch sitzen. Dort lernte ich ganz andere Tischsitten und auch einen ganz anderen Kulturkreis kennen. Eine ungarische Köchin aus der Heimat von Herrn Soltan Janoschi war angestellt. Sein Sohn war in meinem Alter, war verwöhnt, jagdlich nicht interessiert und wurde von einer Hauslehrerin unterrichtet.

Müde

Allerdings hatten die wöchentlichen Jagdausflüge für mich auch einen Haken. Ich kam meistens erst nach Mitternacht zurück und war am nächsten Morgen in der Schule sehr müde. Aber das konnte ich ein bisschen überspielen, indem ich für den Biologieunterricht interessantes Anschauungsmaterial wie z. B. einen toten Fuchs, Hasen, Eichelhäher, Dachs usw. mitbrachte.

Wildbret

Die Jagd auf Krammetsvögel (Wacholderdrosseln) war eine besondere Jagdart im Spätherbst und Winter. Sie kamen in Schwärmen von 10 bis 20 Vögeln aus dem Norden und ließen sich in den damals reich mit Früchten behangenen

Ebereschen (Vogelbeeren) nieder. Sie wurden mit feinem Schrot geschossen und fielen in den Schnee. Ich sammelte die toten Vögel auf und durfte sie zum Teil mit nach Hause nehmen. Meine Mutter freute sich über die neue zusätzliche Nahrungsquelle und bereitete sie für uns zu.

Der Habicht

Nach einem schweren Sturm fand ich auf dem Waldboden den Horst von einem Habicht, in dem ein junger, frisch geschlüpfter Habicht war, der mir noch nicht überlebensfähig schien. Ich nahm ihn mit nach Hause und baute einen Horst in einem Holzkorb. Er nahm ihn tatsächlich in Besitz. Einem Fleischer erzählte ich diese Geschichte und bat ihn um Rat. Er unterstützte mich mit Hammelfleischresten und der Vogel gedieh prächtig. Ab und zu flog der Jungvogel auf den Horstrand, hob sein Hinterteil und entleerte sich mit einem spritzigen Strahl. Das war selbst meiner Mutter dann zu viel. Zum Glück war er inzwischen so groß geworden, dass ich ihn im Wald wieder freilassen konnte.

Ein Vorbild

Die Verbindung zu Herrn Janoschi eröffnete mir in vieler Hinsicht eine neue Welt. Durch die Waffenpflege bekam ich eine besondere Hochachtung vor der handwerklichen Präzisionsarbeit. Meine zahlreichen Jagdbegleitungen gaben mir eine tiefe Verbindung zur Natur und machten mich außerdem körperlich stabil. Das sollte mir in meinem ärztlichen Beruf mit zahllosen Nachtdiensten ohne jeglichen Freizeitausgleich von großem Vorteil werden.

Nach dem Krieg wurde Herr Janoschi als „Kapitalist“ mit seiner Familie aus seinem Haus ausgewiesen. Mit seiner Familie fand er in Sosa eine kleine, dürftige und feuchte

Kellerwohnung. Ich half ihm beim Umzug. Es tat mir so leid. Wenig später zog er mit seiner Familie nach Westberlin. Ich hatte noch eine lange Verbindung zu ihm. Er ist mir als ein waidgerechter Jäger mit einer hohen Moral und Ehrlichkeit in Erinnerung geblieben. Mit seinem Vertrauen in mich hat er mein Selbstwertgefühl stabilisiert und mein Selbstbewusstsein gefördert.

Jagen

Als die „Wismut“ mit dem Uranbergbau in Johanngeorgenstadt einzog, wurde nicht nur das gesamte Zentrum der Stadt dem Bergbau geopfert, sondern der Wald wich in großen Teilen, sodass auch die Jagd nicht mehr planvoll betrieben werden konnte. Waffenbesitz war absolut nicht erlaubt, sogar strafbar. Bis dahin wollte ich Förster werden. Diesen Wunsch begrub ich schweren Herzens, aber die Verbindung zum Wald ist mir immer geblieben.

Cirka 40 Jahre später meldete sich in der Zentralklinik ein Patient aus Plauen bei mir. Er war schwer krank. Nach wenigen Sätzen mit ihm war mir klar, dass er Förster und Jäger war. Während seines klinischen Aufenthaltes brachte er es fertig, in mir meine alte Leidenschaft „Wald“ zu wecken und mich zur Jagdprüfung zu animieren. Viel jagdliches Wissen war mir noch aus meiner Kindheit gegenwärtig. Trotzdem musste ich für die Prüfung noch manches dazulernen, bestand sie aber auf Anhieb.

Der Landrat teilte mir 1985 eine Jagdgruppe zu. Mein Jagdgebiet konnte ich im benachbarten Dorf Saalborn von den Waldbesitzern pachten. Meine erzgebirgischen Freunde bauten für mich drei Kanzeln, brachten sie und bauten sie an verschiedenen Stellen auf. Ein Problem für mich war allerdings, dass oft, wenn ich zur Jagd gehen wollte, kein Gewehr zur Verfügung stand. Als ich den Nationalpreis für

Wissenschaft und Technik erhielt, hatte ich einen Wunsch frei. Dieser Wunsch war: Kauf eines Gewehrs. Ich erhielt die Bewilligung für einen Kauf. In der Waffenschmiede Suhl wurde ein Gewehr für mich hergestellt. Mit dem Geld für den Nationalpreis konnte ich das Gewehr kaufen, außerdem gab ich ein Fest für meine Freunde in meiner Heimatstadt Johanngeorgenstadt. Das war für mich sehr wichtig.

Sehr gerne wäre ich in meinen heimatlichen Wäldern zur Jagd gegangen, denn dort sammelte ich in meiner Kindheit Beeren, Pilze und Holz und begleitete Herrn Janoschi zur Jagd. Ich schrieb an die oberste Jagdbehörde der DDR und bat um die Jagderlaubnis in einem Revier meiner Heimat. Diese Erlaubnis erhielt ich umgehend und war glücklich darüber. Mir und meiner Familie wurde in den Sommerferien das Gästehaus vom Rotwild-Forschungsgebiet für drei Wochen zur Verfügung gestellt. Um 3 Uhr morgens holte mich ein erfahrener Rotwildjäger ab, sodass wir im Morgengrauen das Verhalten der Hirsche in der Brunftzeit erleben konnten.

Erlaubt war mir der Abschuss von nicht kapitalen Hirschen. Nach der Jagd stellten wir uns in Carlsfeld vor den Backofen und freuten uns auf die frischen Brötchen, die wir zum gemeinsamen Frühstück in unser Domizil mitbrachten.

Die Jagderlebnisse im Erzgebirge waren für mich besonders intensiv. Neue interessante Freunde aus verschiedenen Berufen, besonders natürlich aus der Forst- und Jagdwirtschaft, bereicherten mein Leben. Über viele Jahre hatten wir engen, meist auch familiären Kontakt.

Hege und Pflege

Mein Jagdgebiet im benachbarten Saalborn war besonders auf die Hege von Muffelwild und Damwild bedacht. Auch

dort waren die Jäger mehr „Heger“ als „Schießer“. Die Leitung des zuständigen Jagdvereins drang sehr verantwortungsvoll auf die Ausübung der Jagd. Schon- und Abschuszeiten wurden streng überwacht und Verfehlungen mit Sanktionen geahndet.

Wie dankbar war ich den Waldbesitzern aus Saalborn, von denen ich das Jagdgebiet gepachtet hatte, dass sie sich in der Wendezeit für mich als Pächter entschieden, obwohl andere Pächter mehr Geld boten. Offenbar waren sie mit unserem Jagdverhalten einverstanden.

Jährlich gab es ein „Jagdvergnügen“, bei dem auch die Partner eingeladen wurden und bei dem die Trophäen zur Schau gestellt wurden.

Ausflug nach Litauen

Ein besonderes Jagderlebnis hatte ich auf der „Kurischen Nehrung“ bei Nidden. Zwischen der LPG Weimar und dem Komsomol (Kommunistischer Jugendverband) Lukschai in Litauen bestand ein Freundschaftsvertrag. Im Rahmen dieses Abkommens besuchte uns der Landwirtschaftsminister in Weimar. Er erkrankte und wurde zu uns in die Klinik Bad Berka eingewiesen. Ich durfte als Dolmetscher fungieren und erkannte, dass wir beide Jäger waren. Jäger erkennen sich generell nach wenigen Sätzen an ihrer waidgerechten Sprache. Er lud mich als Dank zur Elchjagd auf die Kurische Nehrung ein. Meine Frau begleitete mich auf dieser Reise.

Mit dem Zug fuhren wir bis Vilnius und von dort wurden wir mit einem Auto abgeholt, nach Lukschai gebracht und sehr nett empfangen. Der Sohn des Chefs der Komsomolze war begeisterter Jäger. Am nächsten Tag, kurz nach Mitternacht, starteten wir in einem Jeep mit zwei weiteren Litauer Jägern. Das Ziel war mir unbekannt und sollte

eine Überraschung für mich werden. Wir erreichten noch in der Dunkelheit einen Schlagbaum und auf einem Schild mit kyrillischen Buchstaben stand „Kurskaja Neringa“, also waren wir in Klaipeda (früher: Memel).

Mir war klar, dass der Zugang zur Kurischen Nehrung eigentlich aus Naturschutzgründen, aber auch aus militärisch-strategischer Sicht gesperrt war. Man erklärte mir, dass die Elchjagd aus Landschaftsschutzgründen dringend notwendig war, weil die Elche die frische Anpflanzung der kleinen Bäume äßten.

Wir fuhren in ein Waldstück mit einem ca. 15 m hohen Nadelholzbestand zwischen Nidden und Klaipeda. Plötzlich tauchte ein Elch vor uns auf. Ich sprang aus dem Auto, nahm ihn ins Zielfernrohr. Ein Schuss und er ging zu Boden und rutschte an einem Kiefernstamm ab. Er zeigte keine weiteren Fluchten und reagierte nicht mehr. Zu diesem prächtigen Schuss aus einem japanischen Jagdkarabiner wurde mir gratuliert. Den Karabiner erhielt ich von meiner litauischen Jagdbegleitung. Ich hatte vorher keine Möglichkeit, einen Probeschuss abzugeben, um die Zielgenauigkeit des Gewehrs zu testen und zu üben. Der Elch war stark entwickelt. Der Begleiter kommentierte: „Diese Möglichkeit hat nicht jeder Jagdgast.“

Der Lecker (Zunge) wurde als wohlschmeckende Trophäe entfernt und uns am übernächsten Tag in einer großen Runde serviert. Wir fuhren dann in ein Sanatorium für Hautkrankheiten zum Frühstück.

Wir besuchten auch die Gebiete der Wanderdünen. Ich erfuhr, dass es in der Vergangenheit kaum Wald auf der Kurischen Nehrung gab. Viele Dörfer wurden von den Wanderdünen begraben. Erst mit dem Anlegen des Waldes konnte das Wandern der Dünen gestoppt werden, aber die Elchpopulation nahm auch mit der Bepflanzung sehr stark

zu. Die Elche vernichteten die kleinen Triebe der frisch gepflanzten Bäume. Das war auch der Grund für diese forcierte Jagd.

Die Landschaft der Kurischen Nehrung faszinierte mich, sodass wir 20 Jahre später dort einen Urlaub verbrachten. Die Elche sind inzwischen stark dezimiert. Kein einziger Elch war mehr zu sehen. Natürlich hatte ich den dringenden Wunsch bei unserem zweitägigen Jagdausflug auf die Kurische Nehrung, das Ferienhaus von Thomas Mann in Nidden mit dem eindrucksvollen „italienischen Blick“ zu besuchen.

Bis zu unserer Abreise wurde die Elchrophäe sachgerecht bearbeitet, und ich erhielt sogar die Genehmigung, die Trophäe ausführen zu dürfen. Sie war sehr sperrig, etwa 70 cm breit. Ich schnallte sie quer auf meinen Rucksack und erregte viel Aufsehen mit meinem „engelgleichen Aussehen“. Als ich in den Zug einsteigen wollte, blieb ich mehrfach an der Tür hängen, bis ich merkte, dass die Trophäe breiter als die Türöffnung war.

Der Widder

An ein Jagderlebnis erinnere ich mich besonders. Eines Morgens beim Schneetreiben sah ich am Reisberg bei Saalborn einen Sprung kapitaler Muffelwidder. Aber ich hatte keine Freigabe zum Erlegen. Zur gleichen Zeit wollte der Forstamtsleiter zu seiner Dienststelle fahren, er sah mich, kam zurück und sagte: „Wenn du einen kapitalen Widder schussbereit ins Zielfernrohr bekommst, dann hast du jetzt von mir die Erlaubnis, ihn zu erlegen.“ Ich pirschte mich beim Schneesturm an, wählte den kapitalsten Widder aus und kam zum Schuss. Der Widder ging im Feuer zu Boden. Er zeigte deutliche Zeichen einer sogenannten Moderhinke, das heißt eine schwere Deformierung der Paarhufe. Die

Spitzen seiner Schneck (Trophäe) erreichten fast seine Lichter (Augen). Die Trophäe mit der gesamten Decke (Fell) mit dem Sattelfleck ließ ich präparieren. Sie hängt noch heute im Forstamt Bad Berka.

Was mir die Jagd bedeutete

Die Jagd war für mich ein Regulativ meiner intensiven und anstrengenden medizinischen Arbeit. Auf dem Hochsitz war ich frei von jeglicher Störung durch Gespräche und telefonische Anrufe. Für den Notfall kannte meine Frau den Ort meines Ansitzes. Ich saß und konnte am Abend erleben, wie sich die Tiere vom Tag verabschiedeten und am Morgen die ersten Vogelstimmen hören.

Ich konnte meinen Gedanken ungestört nachhängen und nochmals den Tag an mir vorbeiziehen lassen. Gute Gedanken über manche Patienten, die nächsten medizinischen Eingriffe, aber auch über meine Familie sind mir dabei eingefallen. Meiner Frau bin ich sehr dankbar, dass sie immer Verständnis für diese Auszeiten hatte. Sie wusste, dass ich sie brauche.

FAMILIE IN BILDERN



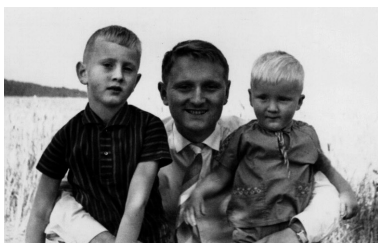
79 – Mit Gudrun und Katharina 1975



80 – Mit Lutz 1955



81 – Lutz mit Großvater Karl Eger
1955



82 – Mit Lutz und Bert 1963



83 – Mit Lutz und Bert 1965



84 – Mit Katharina 1970



85 – Sebastian und Bert



86 –
Die Brüder Horst,
Harry, Heinz mit Mutt!



87 – Die Egerkinder Katharina, Bert, Lutz und Sebastian



88 – Georg und Daniela



89 Georg mit meinen Schwiegereltern



90 – Eine Säge als
Geburtstagsgeschenk
am 31.12.1992



91 – Geburtstagsständ-
chen am 31.12.2012



92 – Meine
Schwiegermut-
ter Gerda Her-
mann 2012

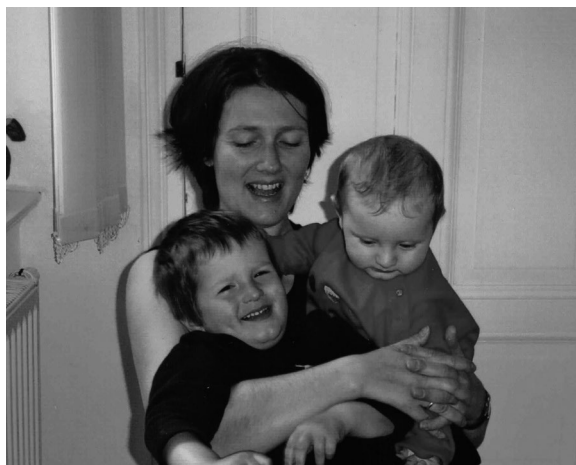
93 – Mit
Enkelkind



94 – Mit meinen Enkeln Franziska und Fabian



95 – Eger'sche Enkelkinder



96 – Katharina, Johannes und Jakob 2004



97 – Kinder von Daniela und Georg: Mina, Viktor, Merle, Helene, Mattes, Lorenz 2010



98 – Mein bester Freund:
Kardiologe Dr. Wolf Hempel
(„Billy“)



99 – Gerson Akpossogna aus Togo mit Familie



100 – Familie
Dr. Steuer, einer
unserer besten
Freunde



101 – Besuch bei der Familie von Dr. Imam in Damaskus 1995



102 – Besuch bei Dr. Kaskas in Aleppo mit Ausflug zu Symeon Stylites 1995



103 – Dr. Patel aus Mumbai, der an der TU Ilmenau studierte



104 – Mit Peter
Zahor in Bad
Tabarz, Treffen mit
Skisprungfreunden



105 - Lebensfreude pur mit Tunjasängern in Valencia



106 - Ausflug mit Margot 1982



107 – Tanzen mit Margot 1987



108 – Mit Margot in Syrien 1995



109 – Mit Margot 2017

WÜRDIGUNGEN UND AUSZEICHNUNGEN

Im Laufe meines Lebens erhielt ich viele Würdigungen, die ich nicht alle erwähnen möchte. Einige sind mir wichtig. Sie sind gleichzeitig ein Spiegelbild der DDR, wie sie mit den Leistungen der Menschen umging und wie sie diese manchmal auch vermarktete. Außerdem nahm ich viele Auszeichnungen stellvertretend für meine Teams entgegen.

Meinen ärztlichen Beruf nahm ich sehr ernst und war mit großer Begeisterung am Patienten tätig. Ich wollte immer die beste Leistung bringen. Nie war es das Ziel meiner Arbeit, dafür ausgezeichnet zu werden.

Aktive Eltern

Die schulische und gesellschaftliche Entwicklung unserer und anderer Kinder lagen mir sehr am Herzen und erinnerten mich an meine eigene Kindheit. Ich wusste aus eigener Erfahrung, wie wichtig es ist, Kinder zu unterstützen und zu fördern. Immer wieder lud ich Schulklassen zu Besuchen und Vorträgen in unsere Klinik ein und versuchte, bei den Kindern Begeisterung für meinen Beruf zu wecken.

Auch im Elternaktiv half ich mit, Probleme zu lösen. Zur Zeugnisausgabe spendeten wir als Belohnung zwei Bücher, das eine Buch für die besten Leistungen und das andere

an das Kind mit der größten Verbesserung. Das wurde geschätzt und anerkannt. Dafür erhielt ich wiederholt die „Medaille für vorbildliche Leistungen im Elternaktiv“ und die „Ehrennadel des Ministeriums für Volksbildung der DDR“.

Pioniere

1959 wurde ich kurzfristig verpflichtet, als leitender Arzt die Delegation der Jungpioniere des Bezirks Erfurt nach Halle zum Pioniertreffen für die Dauer von zwei Wochen zu begleiten. Der nominierte Arzt war ganz plötzlich wegen Krankheit ausgefallen. Ich nahm diese Verantwortung für die Kinder sehr ernst und nervte mit meinen Forderungen die Verantwortlichen des Lagers. Als erstes überprüfte ich die Schlafmöglichkeiten der Pioniere, die damals noch aus Strohmatten bestanden. Dabei musste ich feststellen, dass die Dicke des Stroh nicht ausreichend war und dringend ergänzt werden musste, damit die Kinder sich nicht erkälten und zur Ruhe kamen. Ich kümmerte mich auch um die „Abstumpfung“ der Magensäure mit 0,1%iger Natronlauge, weil zu dieser Zeit eine Ruhrendemie grassierte. Diese prophylaktische Methode war damals gängig. Ich erfuhr von einem Kollegen, dass es wiederholt zu Verätzungen der Speiseröhre bei den Kindern in seiner Gruppe gekommen war. Ich überprüfte die Lieferung aus seiner Apotheke und stellte fest, dass er nicht wie vorgeschrieben 0,1%ige, sondern 1,0%ige Natronlauge geliefert bekommen hatte. Für meine ärztliche Begleitung unserer Pionier-Delegation erhielt ich dafür die „Verdienstmedaille der Pionierorganisation.“ Das dazugehörige Abzeichen ist mit seinen 3 x 4 cm sehr respektabel und ich habe es noch immer als Erinnerung an diese bemerkenswerte Zeit.

Herder-Medaille

Für meine Arbeit als Russischdolmetscher wurde ich 1974 mit der „Herder-Medaille“ in Gold geehrt.

Hufeland-Medaille

Für die Gründung und Führung der „Hufelandklinik Erfurt“ zur palliativen Therapie unheilbarer Tumorkranker wurde ich mit der Hufeland-Medaille in Gold ausgezeichnet und bekam zusätzlich vom Oberbürgermeister der Stadt Erfurt einen besonderen Dank.

1981 folgte die Auszeichnung mit dem „Banner der Arbeit“ Stufe 1. 1973 wurde ich zum Medizinalrat (MR) und 1983 zum Obermedizinalrat (OMR) durch den Minister für Gesundheitswesen ernannt.

Nationalpreis für das Kollektiv

1984 wurden wir im Kollektiv mit dem „Nationalpreis für Wissenschaft und Technik“ II. Klasse für den Aufbau und die Entwicklung der Herzchirurgie in der DDR geehrt. Der Nationalpreis war eine dotierte Auszeichnung.

Viele Glückwunschschreiben erreichten mich. Wie freute ich mich, als mein Lehrer, Herr Prof. Sundermann, und Herr Prof. Roth von der TH Ilmenau, mir mit warmen Worten gratulierten.

Erich Honecker überreichte uns den Nationalpreis im „Palast der Republik“. Der Nationalpreis war die höchste Auszeichnung der DDR und wurde jedes Jahr seit 1949 am 7. Oktober, dem „Tag der Republik“, in einer großen Festveranstaltung für „hervorragende schöpferische Leistungen auf den Gebieten Wissenschaft, Technik und Kultur“ und die „Einführung neuer Produktionsmethoden“ verliehen.

Gleichzeitig mit unserem Kollektiv, bestehend aus drei Herzchirurgen aus Berlin, Leipzig, Bad Berka, zwei Anästhesisten aus Berlin und Bad Berka sowie mir als Radiologen, wurde auch die Musikband „Karat“ geehrt, allerdings mit dem Nationalpreis 1. Klasse.

Theodor-Brugsch-Medaille

1989 erhielt ich die „Theodor-Brugsch-Medaille“ für besondere Verdienste im Koordinierungsrat der medizinisch wissenschaftlichen Gesellschaft. Der Koordinierungsrat wurde im Auftrag des Gesundheitsministers gegründet und umfasste alle Bereiche von Medizin und Technik, die für die Entwicklung der Herzchirurgie entscheidend waren.

Verdienter Arzt des Volkes

Am Tag des Gesundheitswesens der DDR am 11.12.1989 wurde ich „Verdienter Arzt des Volkes“. Eigentlich hatte ich zur Verleihung vom Gesundheitsminister eine Einladung nach Berlin. Aber die DDR lag in ihren letzten Zügen, sodass ich diese Auszeichnung im Speisesaal der Zentralklinik in München in einem sehr schlichten Rahmen vom Ärztlichen Direktor der Klinik in Empfang nahm.

Nach der Wende

Nach der Wende sah ich keinen Anlass, einen dieser Preise aus Protest zurückzugeben, wie es manche Berühmtheiten mit großen Worten taten. Alle Auszeichnungen waren für mich nicht politisch motiviert, sondern waren eine Würdigung für meine medizinische und wissenschaftliche Arbeit. Schmunzeln muss ich heute allerdings darüber, wie meine Arbeit manchmal deklariert wurde. Natürlich stärkte ich

mit meiner Arbeit als Arzt und Wissenschaftler, der in der DDR geblieben war, auch das politische System der DDR.

Universitätsmedaille

Von Prof. Scharff, Rektor der Technischen Universität Ilmenau, wurde mir 2011 die Universitätsmedaille für die Gestaltung des medizinischen Teils des 1. Studienganges „Biomedizinische Technik und Kybernetik“ in Europa, 45 Jahre Vorlesungen und meine Gutachtertätigkeit verliehen. In der Laudatio sagte er, dass er den Vorschlag im Senat schnell und einstimmig realisieren konnte.

Ehrenpreis

Ganz besonders freute ich mich über den Ehrenpreis meiner Heimatstadt Johanngeorgenstadt, den ich 2017 erhielt. Er wurde mir in der dortigen Kirche in einem ökumenischen Gottesdienst feierlich übergeben. Mit 84 Jahren durfte ich erleben, dass meine Heimatstadt den Zwist zwischen Katholizismus und Protestantismus überwunden hatte, unter dem meine Eltern und ich in meiner Kindheit so zu leiden hatten. Das berührte mich zutiefst. Es war eine große Freude für mich, dass mich meine Freunde und die Bewohner von Johanngeorgenstadt nicht vergessen hatten und mir dankten.

Als ich noch arbeitete, waren zahllose Patienten von dort in unsere Klinik nach Bad Berka gekommen und die meisten von ihnen waren auch Gäste in unserem Haus. Entweder wandten sie sich direkt an mich oder wurden durch ihre Ärzte an mich vermittelt. Aber als ich sie den ersten Satz sprechen hörte, klang sofort der Dialekt meiner Kindheit in meinen Ohren, auch wenn sie sich bemühten, auf Hochdeutsch zu sprechen. Es war sofort ein Funke da. Bei

dem Kettensägenkünstler A. Löchel saß ich 2014 Modell für eine Holzskulptur, die er von mir für die weltgrößte Pyramide in meiner Heimatstadt Johannegeorgenstadt anfertigte. Dort muss ich nun täglich meine Runden in Überlebensgröße drehen, auch wenn es mich nicht mehr gibt.

Meine Familie

Keiner dieser Preise wiegt aber die Freude auf, wenn unsere Kinder, Enkel und Urenkel kommen und Erinnerungen aus ihrer Kindheit und Jugend erzählen. Darüber bin ich glücklich und darauf bin ich stolz. Alle Preise, die ich bekam, sehe ich im engen Zusammenhang mit meiner Frau. Sie trug meine Arbeit immer mit und schuf eine Atmosphäre, die es möglich machte, das große Pensum zu schaffen. Sie half mir immer und freute sich ehrlich mit mir.

AUSZEICHNUNGEN IN BILDERN



110 – Ehrenurkunde für Erziehung 1960

IN ANERKENNUNG
BESONDERER VERDIENSTE
IN DER LEITUNGSTÄTIGKEIT
BEIM AUFBAU EINES SOZIALISTISCHEN
GESUNDHEITSSCHUTZES
WIRD IN ÜBEREINSTIMMUNG MIT DEM
MINISTER FÜR GESUNDHEITSWESEN

Dozent Dr. med. habil.

HEINZ EGER

DER TITEL

MEDIZINALRAT

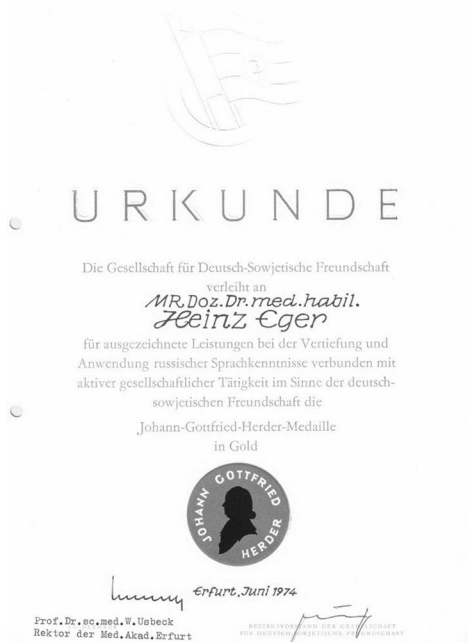
VERLIEHEN

111 – Verleihung des Titels
Medizinalrat 1973

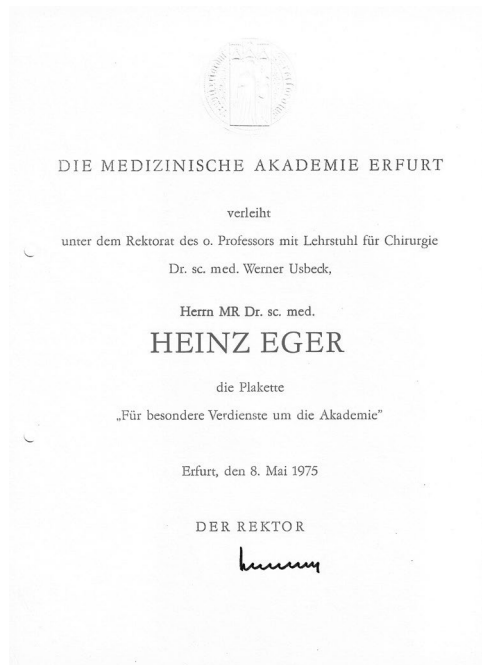
Berlin, den 11. Dezember 1973

Polens
Minister

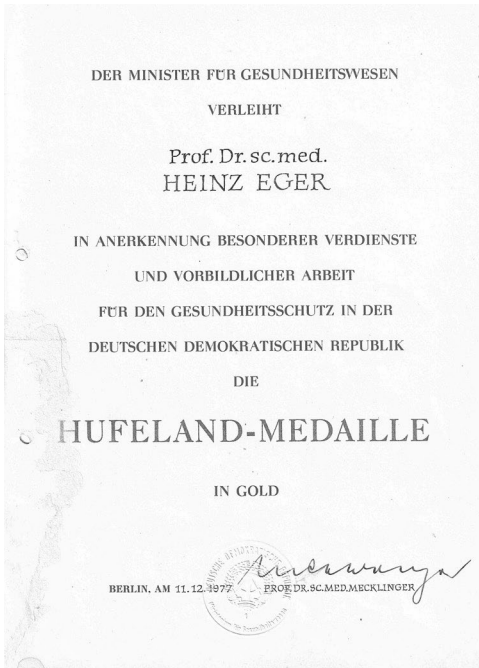
112 – Johann-Gottfried-Herder-Medaille 1974



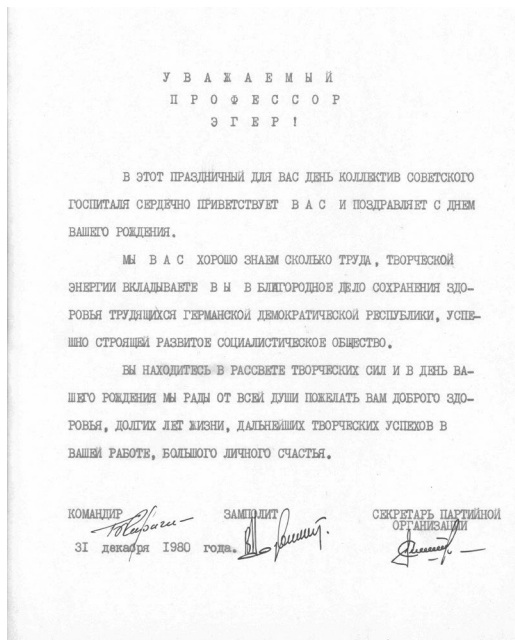
113 – Anerkennung der Verdienste um die Medizinische Akademie Erfurt 1975



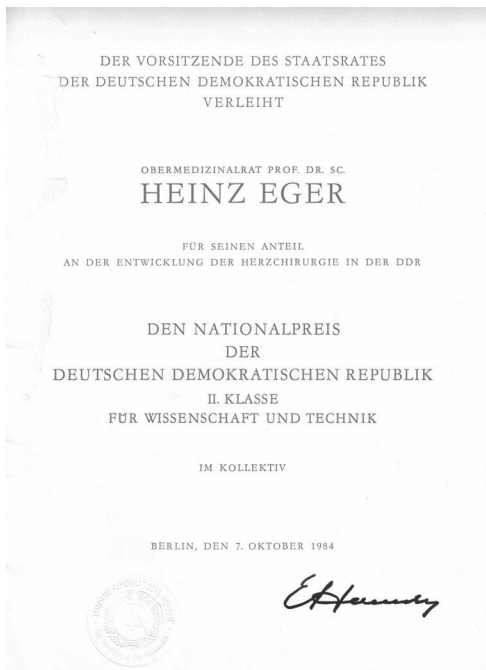
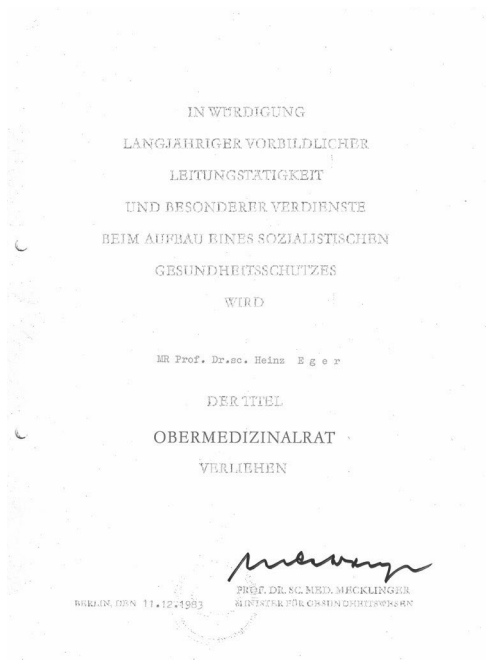
**114 – Verleihung der
Hufeland-Medaille 1977**



**115 – Anerkennung der
Leistungen in Moskau
1980**

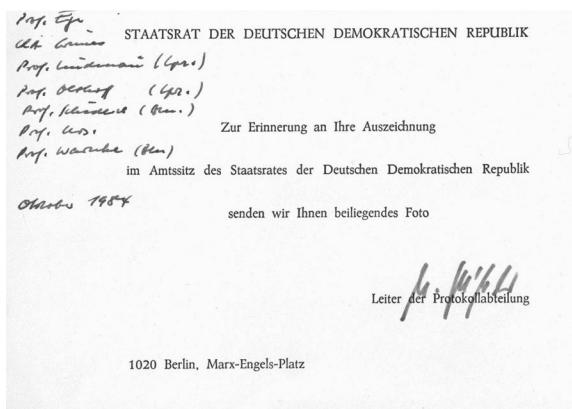


116 –
Verleihung des Titels
Obermedizinalrat 1983



117 – Verleihung des
Nationalpreises der
DDR 1984

**118 – Verleihung
des Nationalpreises im
„Palast der
Republik“ 1984**



119 – Verleihung des Nationalpreises im „Palast der Republik“ 1984

120 – Glückwunschs- schreiben zur Verleihung des Nationalpreises

Lieber Herr Eger!

Sie trüben keine Zeit
finden, Sie mit dem Nationalpreis aus-
gezeichnet wurden, hat mich ganz beson-
ders erfreut. In Ihrer Lebensrechnung hat
Ihre Arbeit weiterhin sichtbaren Ausdrücke
gefunden. Möge Ihnen noch manche
schöne Erfolge beschieden sein.

Sie als einen meiner
ersten Schüler im Erfurt betrachten Sie
können, dass Ihre hohe Ihre Arbeit heute
macht mich froh und glücklich zugleich.

Wünsche alles, alles Gute!

Fr.

A. Sundermann

TECHNISCHE HOCHSCHULE ILMENAU Sektion Technische und Biomedizinische Kybernetik

Gen. OM Prof. Dr. sc. med. H. Eger
Chefarzt der Zentralen Röntgenab-
und Direktor des Zentralen Bereiches
der Zentralklinik für Herz-Lungen-
Krankheiten Bad Berka
Leiter des Lehrstuhl für Radiologie
an der AFAF der DDR
Honorarprofessor an der TH Ilmenau

10.10.84

Lieber Heinz!

Es ist mir ein ehrliches Bedürfnis, Dir im Namen aller Angehörigen der Sektion und in meines Namen von ganzen Herzen zur Auszeichnung mit dem Nationalpreis im Rahmen Deines Kollektives zu gratulieren.

Wir alle wissen um Deinen unermüdlichen Einsatz zur Aus- und Weiterbildung von Ärzten und Studenten. Von besonderer Bedeutung sind Deine großen Verdienste und Leser während den Besuchen um die Schaffung einer echten Partnerschaft zwischen Medizinern und Technikern im Bunde mit einer ständig komplizierteren Medizintechnik. Erst die Entwicklung dieser Partnerschaft führt zu den gewünschten Erfolgen unserer Medizin zum Wohle des Volkes und ist deshalb nicht hoch genug einzuschätzen. Aber auch für Dein großes Engagement und die ständige Unterstützung des Wissenschaftsbereiches Biomedizinische Technik und Bionik möchten wir uns an dieser Stelle ganz herzlich bedanken und der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß sich diese Verbindung in Zukunft vielleicht noch intensiver gestalten wird.

Wir wünschen Dir für Deine weitere Tätigkeit viel Elan und Gesundheit, um alle Aufgaben weiterhin mit Bravour lösen zu können.

Mit den besten Grüßen

Dein

Prof. Dr.-Ing. Michael Roth
Direktor der Sektion Techni-
sche und Biomedizinische
Kybernetik

121 – Glückwunschs- schreiben zur Nationalpreis- verleihung der TU Ilmenau

Herrn
OMR Prof.Dr.sc.med. Heinz Eger

Es ist mir eine besondere Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihre
hervorragenden Leistungen bei der Entwicklung des Gesundheits- und Sozialwesens
der Deutschen Demokratischen Republik durch Verleihung des Ehrentitels

„Verdienter Arzt des Volkes“

gewürdigt werden.

Eine Einladung zur Festveranstaltung des Ministeriums für Gesundheitswesen
der Deutschen Demokratischen Republik füge ich bei.

Ich bitte Sie, zur Entgegennahme der Auszeichnung an der Festveranstaltung
teilzunehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung



Prof. Dr. sc. med. Thielmann

122 – „Verdienter Arzt des Volkes“ 1989

KOORDINIERUNGSRAT
DER
MEDIZINISCH-
WISSENSCHAFTLICHEN
GESELLSCHAFTEN
DER DDR

In Anerkennung verdienstvoller Leistungen
in den
medizinisch-wissenschaftlichen Gesellschaften
der Deutschen Demokratischen Republik
wird

OMR Prof. Dr. Eger

die Gedenkmedaille des Koordinierungsrates
der
medizinisch-wissenschaftlichen Gesellschaften
der DDR

"Theodor Brugsch"
überreicht.

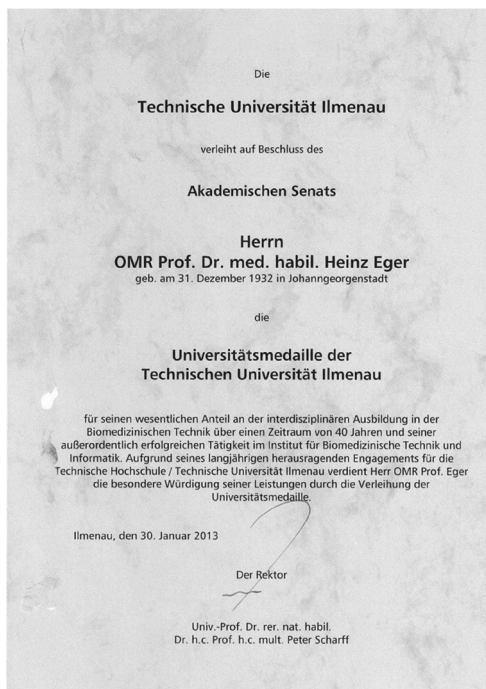
Berlin, den 24.02.89



Vorsitzender
des Koordinierungsrates

123 – Verleihung der Theodor-Brugsch-Medaille 1989

124 -
Verleihung der Univer-
sitätsmedaille der TU
Ilmenau 2013



**125 - Ehrenpreis der Stadt Johann-
georgenstadt 2017**

LEITSPRÜCHE UND LEBENSWEISHEITEN

Die folgenden Leitsprüche gaben mir Inspiration im Leben.

Weisheiten

„Nur wer selbst brennt, kann Feuer in anderen entfachen.“

Augustinus Aurelius von Hippo

„Wer den Hafen nicht kennt, in den er segeln will, für den ist kein Wind der richtige.“

Seneca

„Der Mensch hat drei Wege, klug zu handeln. Erstens durch Nachdenken: Das ist der edelste. Zweitens durch Nachahmen: Das ist der leichteste. Drittens durch Erfahrung: Das ist der bitterste.“

Konfuzius

„Bevor ihr euch streitet, klärt die Begriffe.“

Konfuzius

„Glaube mir, echte Freude ist eine ernste Sache.“

Seneca

„Durch die Ehrfurcht vor dem Leben gibt der Mensch seinem Dasein einen Wert.“

Albert Schweitzer

„Man muss sein Leben aus dem Holz schnitzen, das man hat, und wenn es krumm und knorrig wäre.“

Theodor Storm

„Nur mit Lernen kommt man aus dem Teufelskreis der Armut heraus.“

Gerson Akpossogna

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion. Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.“

Johann Wolfgang von Goethe

„Wie einer ist, so ist sein Gott. Darum ward Gott so oft zu Spott.“

Johann Wolfgang von Goethe

„Wo alle das gleiche denken, wird nicht viel gedacht.“

In Anlehnung an Georg Christoph Lichtenberg

Eigene Erkenntnisse

Es gibt keine guten und schlechten Völker, sondern es gibt nur gute und schlechte Menschen in jedem Volk.

Brücken bauen und nicht Gräben ausheben oder vertiefen. Und man muss lernen zu vergeben, ohne zu vergessen.

Wer eine Sprache gut kann, dem öffnen sich Türen. Die Gegenantwort einer Russin war: Nicht nur Türen öffnen sich, sondern vor allem die Herzen öffnen sich.

„Liebevoller Konsequenz“ bei der Erziehung der Kinder.

Die persönliche Verantwortung für sein Handeln darf man sich nicht von einer Institution wie Partei, Kirche, Firma usw. abnehmen lassen. Man kann und muss sich in jeder Gesellschaft menschlich verhalten.

RÜCKBLICK AUF MEIN LEBEN

90 Jahre durfte ich bisher alt werden. Mein Leben war reich, spannend und interessant. Als Arzt arbeitete ich in verschiedenen Kliniken sowohl in Deutschland als auch in anderen Ländern. Nicht nur die Medizin fesselte mich, sondern gleichzeitig war ich durch die Lehre mit der Technischen Hochschule/Universität Ilmenau über 44 Jahre eng verbunden.

Mein Beruf

Durch meinen Arztberuf und als Hochschullehrer hatte ich enge Verbindungen zu vielen Menschen. Die Patienten vertrauten mir nicht nur ihr Leben an, sondern ließen mich auch oft vertrauensvoll in ihr Leben hineinblicken. Für ihre dankbaren Blicke und Gesten bin ich dankbar. Das machte meinen Tag leicht und manche Patienten für mich unvergesslich.

Beruflich interessierten mich immer die Grenzgebiete, einerseits Physik und Technik und andererseits die Medizin. In der Medizin und in meiner Forschung, auch tierexperimentell, waren meine zwei Schwerpunkte die Wirkung ionisierender Strahlung auf biologisches Gewebe und später die kardiovaskuläre Röntgendiagnostik einschließlich der interventionellen Diagnostik und Therapie.

Meine Tätigkeit war immer fachübergreifend zur Chirurgie und den anderen medizinischen Fachdisziplinen, die sich ebenfalls mit interventionellen Methoden beschäftigten. Es reizte mich, neue moderne Abteilungen aufzubauen, neue Mitarbeiter-Kollektive zu formen und neue Verfahren einzuführen, die Mitarbeiter dafür zu begeistern, sie auszubilden und Ausschau nach weiteren neuen Methoden zu halten.

Wir waren hungrig nach neuen Methoden, die den Menschen helfen konnten. Dazu sah ich mich in vielen Ländern um und fand neue Freunde. Mich begleitete ein Leben lang die Freude von Mitarbeitern und Patienten nach einem erfolgreichen Eingriff. Die Mitarbeiter trugen wesentlich zu unserem Erfolg bei. Sie waren fleißig, zuverlässig, ehrlich, verantwortungsvoll und kritisch, aber vor allem unverzichtbar. Es war für mich ein Privileg, von solchen Menschen umgeben zu sein.

Sehr jung durfte ich in den Vorlesungsbetrieb an der Technischen Hochschule Ilmenau einsteigen und wurde rasch im klinischen Bereich mit Leitungsaufgaben betraut. So durfte ich in entscheidenden Gremien des Landes mitarbeiten, wie z. B. als Lehrstuhlleiter Radiologie an der „Akademie für Ärztliche Fortbildung der DDR“ und im „Koordinierungsrat“ zur Weiterentwicklung der Herzchirurgie. Mit großer Freude und Enthusiasmus nahm ich alle diese Aufgaben wahr und wurde dafür mit zahlreichen Auszeichnungen belohnt.

Meine Familie

Meine Kinder und meine Frau mussten meine Zeit und Kraft mit meinem Beruf, der Wissenschaft und der Lehre teilen. Die Familie, meine Patienten, Kollegen und Freunde gaben mir die Kraft, vielfältige Aufgaben zu bewältigen.

Unsere Kinder schafften ihren Weg ins Leben und ich bewundere sie und liebe sie.

Ich erkenne aber auch, dass ich sie in Reflexion auf meine eigene beschwerliche Kindheit sehr forderte und es mir gar nicht in den Sinn kam, dass es schwer für sie sein könnte.

Mit großer Freude und Stolz blicke ich auf unsere zahlreichen Enkel, die zum Teil schon im Beruf sind oder im Studium oder noch zur Schule gehen. Es ist sehr spannend mitanzusehen, wie sie mit Freude und großer Verantwortung ihren Weg in Beruf und Familie suchen. Mein Rat an sie ist: „Wenn es dir gelingt, deinen Beruf zum Hobby zu machen, dann wird dir Arbeit zur Freude und nicht zur Last.“ „Work life balance“ war für mich nicht der 8-Stunden-Arbeitstag, sondern Freude und Erfüllung sowohl im Beruf als auch in der Familie. Jeder muss dabei seine Balance finden. Beide Säulen, Familie und Beruf, beeinflussen sich gegenseitig positiv oder auch negativ. Die Irritation einer der beiden Säulen beeinträchtigt über kurz oder lang die andere.

In der jetzigen Zeit der Entwicklung der „Künstlichen Intelligenz“, werden viele ärztliche Arbeiten leider patientenfern digitalisiert ausgeführt. Aber Patienten wollen einfach Kontakt zu fachlich tüchtigen und empathischen Ärzten und Klinikpersonal haben. Dorthin werden sie sich auch in Zukunft wenden. Das ist mein Rat an junge Kollegen und meinen Enkelsohn Jakob, der auch Arzt werden möchte.

Meine Mitmenschen

Viele Menschen standen an meiner Seite. Sie halfen mir, formten und liebten mich und manche fürchteten mich vielleicht auch. In meiner ärmlichen, aber liebevollen Kinderstube durch Mutter und Großeltern lernte ich die Regeln für ein verantwortungsvolles Miteinander kennen.

Sie gaben mir Wurzeln, ließen mir aber auch Flügel wachsen und begleiteten mit Vertrauen meinen Weg. Frühzeitig lernte ich, eigene Verantwortung zu erkennen und mich dafür einzusetzen.

Konträr zu meinem behüteten häuslichen Milieu war ein Konzentrationslager in meiner unmittelbaren Nachbarschaft. Die Brutalität, die ich als Kind miterleben musste, warf viele Fragen auf. Sie ließ mich wie viele andere Kinder damals viel zu früh erwachsen werden. Die Erlebnisse meiner Kindheit waren für mein politisches Denken richtungsweisend. Ich hatte die Hoffnung, dass die DDR eine Lösung dieser erlebten Tragödie sein könnte. Mit meiner Arbeit als Arzt und Hochschullehrer setzte ich mich ein, um den Menschen wirksam zu helfen. Dabei war ich mit meiner Kritik an vielen Unzulänglichkeiten des Systems nicht zurückhaltend. Ich ärgerte mich aber immer über jene, die mir im Nachhinein anerkennend auf die Schultern klopfen, aber vorher feige geschwiegen hatten.

Dankbarkeit, Angst und Hoffnung

Ich habe heute ein starkes Gefühl der Dankbarkeit. 79 Jahre meines Lebens durfte ich ohne Krieg in unserer Region leben. Aber die derzeitige Situation in der Welt betrachte ich als sehr instabil und beängstigend. Sie lässt mich nicht zur Ruhe kommen, wenn ich an unsere Kinder, Enkel und Urenkel denke.

Außerdem sollten wir immer daran denken, dass ein 3. Weltkrieg die Menschheit global bedroht oder gar auslöschen kann.

Es ist sinnvoll und nötig, unsere ganze Kraft auf die Behebung existenzieller Sorgen für die Menschheit zu konzentrieren wie die Umweltverschmutzung, sich erschöpfende Wasser- und Energiereserven, Hunger, Bildungsde-

fizite, bis heute unheilbare Krankheiten und viele andere mehr.

* * *

Hoffen wir, dass es durch Vernunft und Gewaltlosigkeit gelingt, die Existenz des Lebens auf unserem Planeten zu erhalten. Das kann nicht nur allein Aufgabe von weitsichtigen Politikern sein, sondern hier sind wir alle gefordert. Unsere Generation als Zeitzeugen hat die Verpflichtung, unsere Jugend von der Sinnlosigkeit eines Krieges als Mittel zur Lösung von Konflikten zu überzeugen. Unsere Philosophie lautet dabei: Ehrfurcht vor dem Leben und Respekt dem anderen gegenüber. Nicht Konfrontation, sondern Dialog suchen.

Johann Wolfgang von Goethe bringt diesen Gedanken in einem Vierzeiler zum Ausdruck:

*„Manches Herrliche der Welt
ist in Krieg und Streit zerronnen.
Wer beschützt und erhält,
hat das schönste Los gewonnen.“*

DANK VON MARGOT

Als wir vor 40 Jahren heirateten, waren Heinz 49 und ich 36 Jahre alt. Bis dahin lebten wir beide jeweils in einer nicht harmonischen Ehe. Wegen unserer Kinder verharnten wir aber in dieser Ehe, aber jeder hatte bereits für sich eine Trennung beschlossen. Nicht Heinz war die Ursache für meine Trennung von Werner und ich nicht für die seine von Gudrun. Unser Kennenlernen beschleunigte aber möglicherweise das Ende unserer jeweiligen ersten Ehe.

Es lag nun eine große Aufgabe vor uns, denn es galt, den Kindern zu zeigen, wie man sich mit Respekt und ohne Gier voneinander lösen kann und wir mühten uns, dass alle Kinder möglichst schadlos die Trennung überstehen sollten. Zu Heinz gehörten die Kinder Katharina, Lutz, Bert und Sebastian und zu mir Daniela und Georg. Lutz arbeitete schon als HNO-Arzt, Bert studierte Zahnmedizin und Katharina, Sebastian, Daniela und Georg gingen noch zur Schule, also fünf Kinder waren noch in der Ausbildung. Unser aller Leben änderte sich damals schlagartig. Ich gab schweren Herzens eine mich erfüllende Stelle an der Uniklinik Jena auf und folgte Heinz mit meinen Kindern nach Bad Berka.

Von Anfang an gelang es Heinz, ein sehr enges und vertrauensvolles Verhältnis zu meinen Kindern herzustellen, und er bewahrte es bis an sein Lebensende. Sie spürten

seine Liebe und seinen Gerechtigkeitssinn, aber auch seine fordernde Konsequenz. Nur das Verständnis von Heinz zu meinen Kindern machte es mir selbst möglich, alle folgenden auf mich einstürmenden Aufgaben zu bewältigen. Das waren: neuer Vater für meine Kinder, ihr Schulwechsel, die Ferne alter Freunde und das Finden neuer Freunde für meine Kinder und für mich, meine Arbeitsstelle als Radiologin in der Zentralklinik mit einem für mich fachlich völlig anderem Profil, ein großes Haus mit neuen Nachbarn, neue Freunde von Heinz, viele Besucher der Klinik, die Heinz in seiner Freude nach Dienstschluss aus aller Herren Länder mit nach Hause brachte. Das waren große Herausforderungen.

Seine geschiedene Frau Gudrun, die auch wieder verheiratet ist, war eine der ersten Menschen, auf die ich bei meiner Einstellungsuntersuchung in der Zentralklinik traf, denn sie arbeitete dort als Betriebsärztin. Mir war sehr früh bewusst, dass ein Leben mit den Bewohnern und Kollegen in Bad Berka und vor allem mit unseren Kindern nur in Frieden und mit großem, gegenseitigem Verständnis möglich sein würde. Behutsam begleitete Heinz dabei unseren Weg mit seinem ausgleichenden, ehrlichen und klaren Wesen. Nach wenigen Jahren war es uns als Familie mit „zwei Stämmen“ möglich, alle Feste in der Familie gemeinsam zu feiern. Und es gab wahrlich viele davon wie Geburtstage, Abitur, Studienabschlüsse, Promotionen und Hochzeiten der Kinder, Geburten der Enkelkinder, die dann einen ähnlichen Weg wie ihre Eltern nahmen. Wir durften Kinder und Enkelkinder auf ihrem Weg ins Leben begleiten und unterstützen. Das gab uns viel Anlass zur Freude und machte unser Leben reich.

Ich danke den Kindern von Heinz, dass wir schnell zusammenfinden konnten, dass sie mich immer mit Res-

pekt behandelten. Meinen Kindern schulde ich Dank für ihr Verständnis für uns und besonders für ihr Vertrauen in uns.

* * *

Unser ärztlicher Beruf mit vielen gemeinsamen Patienten, der Lehre an der Technischen Universität Ilmenau und medizinischen Fachschulen, Kongressbesuche mit Vorträgen, Arbeit in vielen Gesellschaften und Freunde ließen Heinz und mich eng zusammenwachsen. Trotz knapper Zeit suchten und fanden wir immer wieder Freiräume für uns selbst. Uns einten gleiche Interessen und Ansichten, medizinisch, ethisch, politisch, religiös und kulturell oder wir fanden durch Diskussionen einen gemeinsamen Blick. Schmerzlich vermisse ich nun unsere anregenden Gespräche am Ende eines Tages über Gott und die Welt. Sie waren für uns zu einem Ritual geworden. Unser Rentnerleben war ausgefüllt mit Neugier auf andere Länder und Kulturen, zahlreichen Besuche in seiner geliebten erzgebirgischen Heimat, Begegnungen mit unseren Kindern, Enkelkindern und Freunden, aber auch mit der Krankheit von Heinz, die sich seit 22 Jahren stetig verschlimmerte und unseren räumlichen Aktionsradius immer kleiner werden ließ. Dafür rückten unsere Bücher immer mehr in den Vordergrund. Sein feiner Humor, seine sprühende Intelligenz, seine Disziplin und Selbstbeherrschung von Kindheit an trainiert, machten uns das Leben mit seiner Krankheit leichter.

* * *

Auf Anregung unseres Schwiegersohns Roland und Silvio Gerlach, dem Sohn meiner Cousine Ingrid, diktierte Heinz mir das Buch über sein spannendes Leben ab August 2022. Das fiel ihm aufgrund seiner fortschreitenden Krankheit zunehmend schwerer. Am 21. März suchte er noch

letzte Fotos und meinte, dass wir nun damit fertig seien. In diesem Bewusstsein stand er nicht wieder auf. In den folgenden Tagen verabschiedeten sich die sechs Kinder und die einundzwanzig Enkelkinder von ihm. In seinem Arbeitszimmer konnten wir ihn als Familie bis zum letzten Atemzug am 31.3. begleiten. Am 6. Mai trugen wir ihn nach einer berührenden Trauerfeier in der Stadtkirche Bad Berka und auf dem Waldfriedhof zu Grabe.

* * *

Heinz möchte seine Sammlung von Episoden aus seinem Leben als eine Lebensgeschichte eines Arztes und Hochschullehrers in der DDR und danach verstanden wissen. Mit viel Freude und Enthusiasmus lebte und arbeitete er immer über viele Grenzen hinweg.

In der Zentralklinik war er mein Chef. Ich durfte hautnah eine seiner faszinierendsten Eigenschaften erleben. Er steckte seine Mitarbeiter mit seinen Ideen an. Er begeisterte sie und riss sie mit. Oft schwierige und waghalsige Aufbauarbeiten und Untersuchungsmethoden mussten in kurzer Zeit bewältigt werden. Er und seine Mitarbeiter vergaßen dabei oft ihre eigene physische und psychische Anstrengung. Sicher war, dass der gemeinsam erarbeitete Erfolg dann auch gemeinsam gefeiert wurde. Wenn nötig, blieb auch eine offene „Manöverkritik“ nicht aus, die immer ehrlich, nicht nachtragend war und nicht verletzte. Unpünktlichkeit, Unehrlichkeit, Schludrigkeit und faule Ausreden konnte er nicht ertragen. „Förderung durch Forderung“ war seine Einstellung allen gegenüber, die mit ihm zusammen lebten und arbeiteten. Dem konnte sich keiner entziehen, der ernsthaft seine Gegenwart wollte.

Mit seiner vorliegenden Lebensgeschichte hoffte er auch auf das Verstehen seiner Kinder und Enkelkinder

für sein Interesse an ihrer Entwicklung. Seine bohrenden Fragen, wie: „Was macht die Schule, was macht das Abitur, die Promotion, die Freundin oder der Freund?“ waren manchmal nicht willkommen und weckten zuweilen den Verdacht, dass für ihn nur ein Abitur oder Studium wichtig waren. Natürlich hat es ihn gefreut, aber wirklich wichtig war für ihn, dass die Kinder ihren Weg ins Leben finden und glücklich sind. Die Fragen waren eine Reflexion auf seine eigene komplizierte Kindheit, aus der er sich mit viel Anstrengung und ohne Hilfe allein entwickeln musste. Er war froh, dass er durch seinen eigenen Fleiß und Erfolg auch seinen Kindern ihren Weg erleichtert und manchmal auch ebnete. Er erwartete von seinen Nachfahren, dass sie ihre komfortable, soziale und auf Bildung orientierte Ausgangsposition ihres Elternhauses nicht ausnutzen, sondern nutzen. Bis zuletzt hatte er diesen knappen, konkreten und ehrlichen Fragestil.

Andererseits wollte er mit seinem Buch auch jenen Kindern Mut machen, die, wie er aus einem sozial nicht verwöhnten Milieu stammen. Dafür sollten sie sich nicht schämen, sondern er wollte sie ermuntern, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, viel zu lernen und ernsthaft und freudig ihre Arbeit zu machen. Er interessierte sich immer für Kinder und wollte eigentlich nur, dass es ihnen im Leben gut geht. Egal, wofür sie sich entscheiden, nur gut sollten sie es machen. Sein Schwiegersohn, Prof. Michael Ohl, brachte dies in einer bewegenden Trauerrede auf den Punkt: „Er war immer ein Freund klarer Worte und großer Ehrlichkeit. Man musste nicht mögen, was er sagte, aber man konnte sich darauf verlassen, dass er aus Überzeugung und Ehrlichkeit sprach. Eigenschaften, die er von seinen Gesprächspartnern ebenso erwartete.“

Ich betrachte unser gemeinsames, sehr harmonisches und spannendes Leben, das über 40 Jahre dauerte, als ein

großes Geschenk und danke allen Menschen, die uns dabei verstehend und ehrlich begleiteten.

Es war bis zuletzt ein wunderbares Leben. Liebe, Respekt voreinander, gleiche Interessen und ein uneingeschränktes Vertrauen verbanden uns immer.

Margot Eger

Bad Berka im Juni 2023

LEBENS LAUF

31.12.1932 in Johanngeorgenstadt/ Erzgebirge geboren

1952-58 Medizinstudium: Berlin, Erfurt

1958 –60 wissenschaftlicher Assistent am Institut für
medizinische Elektronik und Radiologische Technik der
THI (Technische Hochschule Ilmenau)

1962 Promotion

1964 Facharzt für Radiologie

1959-2003 Vorlesungen an THI/ TU Ilmenau

1960-1972 Leiter der Kreis Geschwulst Beratungsstelle
Erfurt

1960-74 Assistent, 1. Oberarzt Medizinische Akademie
Erfurt

1967-1975 Abteilungsleiter für kardiovaskuläre Röntgen-
diagnostik der Radiologischen Klinik der MA Erfurt

1969 Habilitation

1970 Berufung zum Dozenten

1972/73 Zusatzstudium in Moskau am „Allunions-Forschungsinstitut für klinische und experimentelle Chirurgie“

1973 Medizinalrat

1974-93 Zentralklinik Bad Berka als Chefarzt der Zentralen Röntgenabteilung und Direktor Zentraler Bereich

1975-2003 Professur Technische Hochschule/ Universität Ilmenau

1977-1991 Vorsitzender der Zentralen Facharzt-Prüfungskommission Radiologie und Leiter des Lehrstuhls für ärztliche Fort- und Weiterbildung an der Akademie für Ärztliche Fortbildung der DDR

1980-1989 Leiter der Arbeitsgemeinschaft „Röntgenologische Herz-Kreislauf Diagnostik“ der Gesellschaft für medizinische Radiologie

1981 und 1984 Universität Pjöngjang in Nordkorea, für jeweils drei Monate zur Einführung interventioneller und kardiovaskulärer Diagnostik- und Therapiemethoden sowie Vorlesungen und Seminare in russischer Sprache

1993-1996 Leiter der „Thüringer Gesellschaft für Radiologie und Nuklearmedizin“

1993-31.12. 2000 eigene Niederlassung als Radiologische Praxis in der Thüringen-Klinik Saalfeld mit Aufbau der präoperativen vaskulären und kardialen Diagnostik

2002 Chefarzt der Röntgenabteilung i. V. im Klinikum
Erlabrunn

Auszeichnungen:

1972, 1974 Ehrennadel des Ministeriums für Volksbildung

1973 Medizinalrat

1972 Herder-Medaille in Gold

1972 Hufeland-Medaille

1975 Plakette für besondere Verdienste an der MA Erfurt

1981 Banner der Arbeit Stufe 1

1983 Obermedizinalrat

1984 Nationalpreis für Wissenschaft und Technik für die
Entwicklung der Herzchirurgie

1989 Verdienter Arzt des Volkes

2013 Universitätsmedaille der TU Ilmenau

2014 lebensgroße Holzskulptur auf der weltgrößten Weih-
nachtspyramide Johanngeorgenstadt

2017 Ehrenpreis von Johanngeorgenstadt

415 Vorträge, 132 Publikationen

Betreuung von 82 Promovenden und fünf Habilitanden

Delegierungen an das Curie-Institut Warschau, mehr-
fache mehrmonatige Aufenthalte in Leningrad, Moskau,
Bukarest, Pecs, Lund, Stockholm und Pjöngjang

